

Roman

Stand: 01.11.2011

Sisyphos Jailbreak

©2011:

Rainer Grunert

Russenweg 3
CH-8008 Zürich

Phone: +41 (79) 647 74 53

rainer.grunert@coaching-zuerich.com

Inhalt

Der Mann mit dem Spitznamen Sisyphos verlässt während eines Urlaubs in Goa ohne offensichtlichen Grund seine Familie. Zurück bleiben sein zehnjähriger Sohn Mark und seine Frau Marlis. Während Sisyphos, geplagt von Gewissensbissen, seine Flucht einzuordnen versucht, reagiert Marlis panisch. Bereits einen Tag später erfährt sie aber über das Kreditkartenunternehmen, dass ihrem Mann nichts zugestoßen ist, sondern dass er an einem Automaten Geld bezogen hat.

Unabhängig voneinander beginnen beide zu erkennen, dass ihre Ehe schon lange keine erfüllende Partnerschaft mehr ist, sondern einem Gefängnis gleicht, in welchem jeder für den jeweils anderen die Rolle des Wärters übernommen hat. Nach anfänglichen Widerständen gegen diese Einsicht machen sie sich getrennt voneinander auf die Suche nach dem, was sie in ihrer Ehe aufgegeben bzw. verloren haben. Sisyphos kommt dabei mit einer kruden Mischung von Spiritualität und Philosophie in Berührung. Marlis erlebt, wie wenig sie zu wirklicher Hingabe fähig ist. Auf diesem Weg zu sich selbst machen beide neue Erfahrungen, in denen sie Momente tiefer Erkenntnis, aber auch des Verzeihens erleben.

Als Sisyphos sicher ist, dass nur er bestimmt, ob er sein Schicksal annimmt oder gestaltet, kehrt er zu seiner Familie zurück und ist bereit, sich seinem zukünftigen Leben zu stellen.

Da Marlis am Tag seiner Rückkehr nicht anwesend ist, bleibt offen, wie das gemeinsame Leben weitergeht. Einen Rückfall in den Zustand einer auf Abhängigkeiten gebauten Ehe wird es nach ihrer Transformation aber nicht mehr geben.

Über den Autor

Rainer Grunert, Jahrgang 1958, lernte Schriftsetzer und studierte Betriebswirtschaft und Psychologie. Nach mehreren Zusatzausbildungen, Auslandsaufenthalten und einem Start-up trat er in ein internationales Beratungsunternehmen ein. Dort spezialisierte er sich auf strategische Sanierung und Informationstechnologie. Im Jahr 2000 machte er sich selbstständig und war bis 2005 als Manager auf Zeit für die Leitung großer Konzerne tätig.

Seit 2006 arbeitet er als Coach in eigener Praxis (www.coaching-zuerich.com) und gemeinsam mit seiner Frau als Paartherapeut (www.beziehungs-coaching.ch) in Zürich.

Von ihm erschienen sind ein Sachbuch „Leiden oder Leidenschaft – Warum in Partnerschaften das Begehren verschwindet und wie Sie es wiedergewinnen“ und zwei Essays „Anleitung zum wunschlosen Glück“ und „Vision einer fairen Wirtschaftsordnung“.

Des Weiteren schreibt er in unregelmäßigen Abständen im „*Blick am Abend*“ Kolumnen zum Thema Beziehung und Partnerschaft.

Es geht nicht mehr darum,
sich zu versichern, dass das Meer ruhig bleibt,
sondern sich darauf einzustellen,
in stürmische, unbekannte Gewässer zu segeln.

Ferdinand Magellan

Es existiert nur in seinem Kopf, dennoch hat sich ein Teil des Universums aufgelöst. Was fest war, ist flüssig. Gewaltig, dunkelgrau, bedrohlich. Er kann nicht unterscheiden zwischen Schlucken und Verschlucken. Es stinkt unangenehm und scharf.

Er riecht Gas.

In der Brühe schwimmen Teile. Einige klein, schnell und scharfkantig, andere massiv und schwer. Ein großer Brocken drängt ihn ans Ende des Raums, dann hebt die Flüssigkeit ihn an.

Splitter. Es brennt. Der Geruch von Propangas und der Gestank schwelenden Plastiks mischen sich. Er kann nicht denken, nicht vorausschauend planen. Jeder Impuls wird augenblickliches Handeln.

Ein Loch in der Wand. Es könnte ein Fenster gewesen sein. Er schafft es, sich hindurchzuzwängen, schluckt brackige Brühe, dann greift er nach einem Stück Holz.

Eine Matratze, an der sich Menschen festhalten, schleudert vorbei. Es geschieht in Zeitlupe und er hat keine Gedanken. Aber auch wenn er wüsste, was geschieht, er könnte es nicht einordnen. Es liegt außerhalb der Dimensionen seiner Vorstellung.

In seinem Kopf ist es still, als ob jemand den Ton abgedreht hätte. Dann, nach einem kurzen Knall in den Ohren, hämmern Geräusche auf ihn ein. Ein tiefes Grollen, und über dem Grundton schwingen heisere Laute – Schreie.

Das Holz, an dem er hängt, beginnt sich zu biegen. Es scheint sich von etwas, mit dem es verbunden ist, loszureißen. Ein Brocken trifft ihn am Kopf und er spürt, wie zeitverzögert Blut über sein linkes Auge rinnt. Warm. Plötzlich ist es, als wenn er flöge, denn die Stange, an der er sich krampfhaft festhält, hat sich gelöst. Er wirbelt um die eigene Achse und landet auf etwas, was er nicht beschreiben kann. Zuerst schlägt er auf, dann trägt es ihn und er schafft es, auf den Rücken zu kommen, sich einige Meter treiben zu lassen. Er greift nach etwas Solidem und weiß nicht, ob Sekunden oder Minuten vergangen sind, bis er merkt, dass er Boden unter den Füßen hat.

Er rennt.

Doch es ist kein Laufen, vielmehr stolpert er durch eine grauschwarze, zähe Masse. Er fällt auf das Gesicht, rappelt sich auf, rennt, tritt auf etwas Weiches, Menschliches, kann sich aber noch fangen. Ein Tritt wie auf eine Nacktschnecke, nur viel größer.

Er rennt, stolpert und rennt.

Wohin weiß er nicht.

Etwas steckt in seinem Bein, im Unterschenkel, im langen Wadenbeinmuskel. Er fühlt keinen

Schmerz, aber es hindert ihn am Laufen; immer dann, wenn er seine Richtung ändert oder Haken schlägt. Er schaut an sich hinunter und sieht, dass sich ein Tranchiermesser tief in seinen Unterschenkel gebohrt hat. Eines dieser Messer vom Fünf-Sterne-Frühstücksbüffet, dazu gedacht, ein Spanferkel möglichst elegant zu zerlegen. Es erfüllt seinen Zweck – scharf, glatt und schmerzlos.

Interessiert bückt er sich und schaut wie ein Mensch, der nie zuvor Besteck gesehen hat, auf das Teil in seinem Bein, seine zerfetzte Hose und Blut. Er sieht, dass er keine Schuhe trägt, und fühlt sich wie ein Insekt, das den zusammenklatschenden Händen Gottes gerade noch einmal entkommen ist.

Er hebt den Kopf und erkennt, dass er auf einer Straße steht. Einer Hauptstraße in Kao Lak, direkt an der Abbiegung zum Resorthotel, in dem er bis vor wenigen Minuten mit seiner Familie die Ferien verbracht hat. Er blickt die Senke an der Einfahrt hinunter, doch da ist nichts mehr, wie es war. Da ist eine verwüstete Welt.

Dann spürt er die Stille.

Es ist eine andere Lautlosigkeit als jene zuvor.

Die erste Stille war hörbar: Er saß beim Frühstück, während Marlis und Mark bereits am Strand waren. Menschen redeten, gedämpfte Musik im Hintergrund. Musik wie auf Flughäfen – dann war es plötzlich leise. Jetzt versteht er, was diese Stille ausmachte: Mit einem Mal fehlten die Vögel.

Das jetzt ist ein anderes Schweigen. Er nimmt es nicht nur mit den Ohren wahr – es ist eine Lautlosigkeit, die den Körper erfasst. Eine fühlbare Stille, mit einem vollkommen unbekanntem Geruch.

Totenstille.

In seiner Nähe sind andere Menschen auf der Straße, aber noch sieht er sie nicht. Stattdessen schaut er gebannt auf die Trümmerwüste, die sich weithin, bis zum fünfhundert Meter entfernten Meer zieht, und er weiß, dass er nicht nach Mark und Marlis suchen wird.

Er ist benommen, gleichzeitig fühlt er sich befreit. Es ist vorbei. Er atmet durch und sein Kopf ist von Musik erfüllt: „Albatross“ von Fleetwood Mac.

Er muss aus keinem Albtraum aufwachen und mühsam zu sich finden, denn er hat nicht geträumt. Es war nur eine Vorstellung, wie es hätte sein können, zwei Jahre nach dem großen Tsunami in Kao Lak, als er mit seiner Familie dort den Urlaub verbrachte. Oft hat er es sich

ausgemalt und ein Teil in ihm hat es sich klammheimlich gewünscht.

Eingetreten ist es nicht.

Vielmehr saß er vierzehn Tage später mit seiner Frau Marlis und einem quengelnden Mark in einem Flugzeug zurück nach Zürich.

Seither sind drei Jahre vergangen, viel verändert hat sich nicht.

Seine Ehe ist noch langweiliger geworden, er hat sich nicht scheiden lassen. Auch sein Job ist noch der gleiche. Einzig die Hypothek für das Haus, ein seiner Meinung nach viel zu teures Reihenhaus, ein Haus, das er nie wirklich wollte, hat minimal abgenommen.

Um fair zu sein: Er malt sich nicht allzu oft seinen Kampf gegen die Wassermassen und den möglichen Todeskampf von Marlis und Mark aus. Seine Geschichte beginnt häufig erst auf der Hauptstraße, auf die er entkommen ist. Sie beginnt damit, wie er feststellt, dass er keine Schuhe, aber seltsamerweise seinen Pass und seine Kreditkarten bei sich hat.

Warum?

Er weiß es nicht, er weiß nur, dass jetzt das Leben beginnt. Sein Leben.

Da er gehört hat, dass es nach dem echten Tsunami kaum Flüge in Richtung Westen gab, fliegt er in seiner Vorstellung auch nicht nach Hause in die Schweiz, sondern über das Südchinesische Meer, auf die Philippinen. Er landet in Manila und nimmt für die siebzig Kilometer nach Angeles City ein Taxi. Dort quartiert er sich im Swiss Chalet ein, von dem ihm ein Kollege erzählt hat.

„Frag Hans nach einer Deluxe-Suite. Kostet kaum mehr als ein normales Zimmer.“

Mit der Zeit hat er seine Fantasien ausgebaut: Er hat den Stadtplan von Angeles City gegoogelt und auch Bilder mit den Stichworten „Philippina Nude“.

Er weiß, dass man einen Zuhälter auf Englisch „pimp“ und auf Tagalog „bugaw“ nennt und dass es besser ist, ein Mädchen direkt aus einer Bar mit aufs Zimmer zu nehmen, als mit einem bugaw zu verhandeln, von dem er dann doch nur ausgenommen würde.

„Den Preis macht sie. Ohne die Champagnernummer. Dafür zahlst du Bar-Fee. Eine Art Parkgebühr, die der Wirt einsteckt. Alles hochhoffiziell. Aber vielleicht bläst sie dir, wenn es spät ist und du ihr gefällst, auch einen umsonst. Feucht werden sie jedenfalls alle. Anders als die rauchenden Russinnen in der Onyx-Bar – nichts als Push-up. Die Ostnuten werden ja nicht einmal mehr bei der Vorstellung von einem Bungalow mit Swimmingpool nass.“

Er stellt sich vor, dass es, wenn er die Bar verlässt, regnet. Das erinnert ihn an ein Gewitter auf einer Wanderung im Schullandheim, als er vierzehn war und verliebt in Annette und unter

dem feuchten T-Shirt ihre Brustwarzen hart wurden und er sich noch mehr verliebte und hinterher, obwohl er mit acht anderen Jungs im Raum war, unter der Bettdecke onanierte.

In seiner Fantasie schlendert er mit dem Mädchen aus der Bar in Richtung Swiss Chalet, unterwegs gabeln sie eine Freundin von ihr auf. Dann lässt er sich von beiden verwöhnen. Und weil das eine gute Vorstellung ist, nimmt er in den nächsten Wochen immer gleich zwei oder drei mit aufs Zimmer und holt nach, was in seiner Ehe nicht mehr lief.

Überhaupt alles, was er sich mit Marlis nie vorzustellen wagte, denn sie sind seit zwölf Jahren verheiratet und haben einen zehnjährigen Sohn mit Verdacht auf ADHS.

Er entwickelt eine ganz spezielle Vorstellung: Eine Philippina, die mit den großen, festen Nippeln, bläst ihm einen, während die andere ihm den Oberkörper massiert und sich lustvoll an ihm reibt. Sie sitzt dabei auf ihm und schiebt sich immer mehr in Richtung seines Kinns und dann weiter nach oben. Es entsteht eine seltsame, ihm unbekannte Lust beim Facesitting. Es ist warm, feucht und geil; er ist wehrlos und dennoch hat er Macht. Wer zahlt, führt. Die Fantasie eignet sich hervorragend zum Onanieren.

Leider ist er viel zu selten allein zu Hause, und Marlis mit ihrem strengen Yogakörper passt überhaupt nicht in dieses Szenario.

Es hätte alles so gut sein können, wäre ein Tsunami gekommen, der das gerade wieder aufgebaute Resort zerstört und sein Leben in Ordnung gebracht hätte. Er hätte um Marlis und Mark trauern können, alle hätten ihn bedauert und das schönste wäre gewesen, er hätte, ohne sich vor Freunden und Schwiegereltern rechtfertigen zu müssen, ein neues, freies Leben begonnen.

So stellt er sich das vor.

Anfangs schämte er sich für solch mörderische Wünsche, denn das Leben, das er sich erträumt, ist mit dem Ableben von Marlis und Mark verbunden. Wenn er an Mark dachte, gab ihm das einen Stich. Auf Marlis hingegen konnte er in seiner Fantasie ohne den kleinsten Anflug eines Schuldgefühls verzichten. Diese Skrupellosigkeit führte wiederum zu einer tieferen Form von Reue. Er fragte sich, ob er wirklich so kalt sei und was ihn habe abstumpfen lassen.

Irgendwann aber erzählte ihm ein Arbeitskollege, dass er einmal in einem Bus durch Brasilien fuhr. Neben ihm saß seine Freundin, mit der immer etwas war: ihr war zu heiß oder zu kalt, es gab zu viele Moskitos, sie vertrug das Essen nicht, und wenn sie mal in einem wirklich guten Hotel abstiegen, war es ihr zu teuer. Er saß jedenfalls in diesem Bus und sie fuhren durch den Dschungel und seine Freundin jammerte, dass es ihr zu zugig sei, während zwei Plätze weiter

vorne eine junge Brasilianerin saß. Alleine. Sie döste und lächelte. Als er dieses Lächeln sah, sagte der Kollege, wünschte er sich nichts sehnlicher, als dass der Bus von der Fahrbahn abkäme, sich überschlagen, ausbrennen würde und er und die Brasilianerin die einzigen Überlebenden wären.

Mitten im Dschungel, er und sie, nackt und sie natürlich rasiert, Brazilian style.

Es kam anders, er heiratete seine damalige Freundin und hat aktuell nicht nur zwei Kinder, sondern auch eine demente Schwiegermutter an der Backe.

Als der Kollege diese Geschichte, natürlich nur unter Männern und leicht angetrunken, erzählte, fiel ihm ein Stein vom Herzen – er war nicht allein und er war nicht der einzig Schuldige.

Am Tag des Jüngsten Gerichts werden Hunderte, wenn nicht Tausende von Männern neben ihm stehen, die auf Flugzeugabstürze, tödliche Verkehrsunfälle, terroristische Anschläge oder, wie er, auf gewaltige Naturereignisse hofften.

An ihnen vorbei werden die Frauen, mit einem Blick wie beim Shoppen, durchs Himmelstor schlendern, während man die Männer für alle Tragödien der letzten hundert Jahre verantwortlich machen wird.

Katastrophen ereignen sich allerdings so wenig auf Aufforderung, wie sie sich mit Wunschenken und der Kalkulation eines statistisch zu vernachlässigenden Restrisikos aufhalten lassen.

Die Hoffnung, dass der liebe Gott den großen Putzlappen nimmt und sein Leben bereinigt, hat sich zerschlagen. Für die andere Variante, es selbst zu klären und zu entscheiden, fehlte ihm der Mut.

Also erfüllte sich sein Schicksal: Auf Feigheit steht lebenslänglich.

Drei Jahre später ist er immer noch mit Marlis verheiratet, das ADHS bei Mark verschärft sich, sein Job ist zum Kotzen und überhaupt.

Alles hätte so schön und einfach sein können: ratzfatz, mit einem Zug an der kosmischen Toilettenspülung.

Aber selbst wenn es geschehen wäre, es wäre nie und nimmer gut geworden: Er hätte nämlich nach dem Trauerjahr wieder geheiratet und hätte wahrscheinlich jetzt eine Tochter ohne ADHS, dafür aber mit einer Sprachstörung oder Legasthenie oder irgendetwas anderem Dämlichem.

Es hätte nicht aufgehört. Nie.

Das soll allerdings nicht heißen, dass es keinen Wandel gibt.

Wahrhaftige Veränderungen beginnen jedoch oft im Kleinen und ohne die Zerstörung ganzer

Landstriche – was nicht bedeutet, dass sie für die Betroffenen weniger dramatisch wären. Nur sind es eben keine Schläge eines kauzigen Gottes.

Vielmehr drängen ihre Auslöser subtil und nahezu unbemerkt aus dem Sumpf des Unbewussten an die Oberfläche.

Genau dieses Verdrängte tritt auf den Plan, als er, der den Spitznamen Sisyphos trägt, beladen mit zwei Plastiktüten, eine gefüllt mit Wasserflaschen, die andere mit Brot, Butter, Nutella und Orangensaft, einen Supermarkt in Candolim, Goa, Indien verlässt.

Er hängt die Taschen an den Haken der Sitzbank des Honda Activa und schiebt den Motorroller rückwärts vom Ständer. Dann dreht er ihn so, dass er direkt nach dem Anlassen in Fahrtrichtung auf die Straße gelangen könnte.

Sisyphos steckt den Schlüssel ins Schloss an der Verkleidung des Lenkers und schaltet die Zündung ein. Er zieht mit der linken Hand die hintere Bremse und drückt mit dem Daumen der rechten auf den Anlasser. Diesen Bewegungsablauf hat er in den letzten Tagen viele Male wiederholt. Diesmal jedoch stört etwas den Fluss, und beim Übergang zwischen Anlassen und Losfahren ist eine minimale Verzögerung spürbar.

„Los, fahr!“

„Wohin?“

„Weg.“

Sisyphos kennt die Stimme.

Sie ist bedrohlich und scheint aus einem dunklen Bereich außerhalb seiner inneren Ordnung zu kommen.

Er kneift die Augen zusammen und streicht sich über den Kopf, so als würde er die Stimme wegschieben. Aber was bisher zumeist klappte, scheint jetzt nicht zu gelingen.

Da ist sie wieder: „Weicheil!“

„Warum gerade jetzt?“

„Warum nicht? Ist nicht jeder Tag ein guter Tag? Erwinnere dich: Auf Feigheit steht lebenslänglich.“

„Hör auf!“

„Ich kann nicht. Nicht mehr. Meinst du es, macht mir Spaß, immer, wenn du in den Spiegel schaut, dieses depressive, gelangweilte Arschgesicht zu sehen? No sex – no fun. Und das im Urlaub. Ich meine, selbst wenn dich Marlis nicht antört – wenigstens um den Druck loszuwerden.“

„Hör auf damit!“

„Dann fahr!“

Sisyphos ist vom Parkplatz des Supermarktes an den Rand der Straße gerollt.

Er könnte links abbiegen, die nächste Straße rechts, dann durch ein kleines Wäldchen und er wäre auf dem Weg zu dem Apartment.

„Rechts, du hirnkranke Wichser. Tsunamifantasien. Das ist die Realität. Los, rechts, und gib Stoff!“

Rechtsabbiegen bei Linksverkehr. Sisyphos ist ein Gewohnheitstier, und auch nach zehn Tagen mit dem Roller fällt es ihm noch schwer. Dennoch gibt er Gas, kommt auf die andere Straßenseite und kann sich einfädeln.

„Und jetzt, wie weiter?“

„Halt einfach das Maul und fahr.“

Wie Sisyphos diese Stimme hasst – diese rücksichtslose Sprache. Er weiß aber auch, dass er ihm nicht entkommt. Ihm, dem wilden, unrasierten Gesellen, der immer leichte Augenränder hat und Sisyphos, wenn er morgens beim Rasieren schräg in den Spiegel blickt, verächtlich zuzwinkert. Wenn Sisyphos sich vor etwas fürchtet, dann vor ihm – vor seinem stechenden Blick.

Da ist Marlis' Gemecker nichts dagegen, es ist ein harmloses Kinderspiel, und auch seine philippinischen Nutten bleiben bei diesen durchdringenden Augen auf der Strecke. Der Andere nämlich, der träumt nicht vom Leben, der nimmt es sich. So wie es kommt. Und wenn es sich anbietet, legt er auf dem Weg auch die eine oder andere flach.

Sisyphos denkt, der ist so anders als ich, so ohne Anstand, und doch – im Gegensatz zu mir: Er ist lebendig.

Sisyphos ist auf der Straße nach Calangute am ersten Kreisel angelangt. In der Mitte steht eine weiße Wallfahrtskapelle. Gleich kommt der zweite Kreisel, an dem er nach Anjuna abbiegen könnte.

Er fährt die Strecke jeden Morgen.

Mark, sein Sohn, hockt dann zwischen ihm und Marlis, welche ihn vom Sozius aus ermahnt: „Achtung Radfahrer! Nicht so schnell! Kurve!“

Sisyphos hat aufgegeben, sich gegen die Belehrungen zu wehren. Er schaltet auf Durchzug, und da Marlis sein Gesicht von hinten nicht sehen kann, zieht er zu ihren Kommentaren Grimassen.

Ansonsten ist er höflich und fährt rücksichtsvoll. Selbst in den Ferien ist er ein guter Schweizer.

Daher erschien ihm die Vorstellung, zu dritt auf einem Roller zu fahren, anfangs auch ziemlich abwegig. Mittlerweile hat er sich daran gewöhnt, schließlich fahren die Inder zu viert und zu fünft auf wesentlich älteren Modellen.

Während Marlis in Anjuna ihren Yogakurs besucht, geht er mit Mark ins Lilliput an den Strand. Später treffen sie sich dann in der German Bakery, wo sie frühstücken.

Sisyphos ist er nur wegen Marlis hier – wegen ihrem Yoga. Sie schwärmt von den Lehrern in Anjuna – ein ganz anderes Niveau als das Hausfrauen-Yoga in Zürich!

Jetzt ist Sisyphos am Ortsausgang von Calangute angelangt. Links geht es zur Baga-Bridge und er könnte in einem weiten Bogen zurückfahren. Er wäre dann kaum länger als eine halbe Stunde unterwegs gewesen.

„Geradeaus, Weichei!“

Sisyphos zögert kurz, fährt dann aber weiter in Richtung Anjuna. Über eine Anhöhe, durch einen kleinen Weiler, in dem auf dem Marktplatz ein Arbeitselefant Holz zusammenträgt.

Der Elefant ist bemalt und hat ein Om-Zeichen auf der Stirn.

Om wie am Anfang jeder Yogastunde und später am Ende Om, Shanti, Shanti.

Er war einmal mit. Nie wieder.

Unerotische Stahlkörper in Gymnastikanzügen und zwischendrin immer wieder ein paar Dicke und Alte, von denen der Lack blättert.

Om, Shanti, Shanti.

Und dann diese Getue, wie in einer Kirche, nur abgehobener: esoterische Gymnastik.

Nicht dass Sisyphos etwas gegen Bewegung oder Sport hätte. Zuhause, in Zürich, geht er selbst in die Fitness und in letzter Zeit immer Dienstag und Donnerstag zwischen sieben und acht Uhr abends aufs Laufband. Denn da läuft diese kleine Asiatin ohne BH. Oder hat die so starke Nippel? Seit Wochen geht sie Sisyphos nicht aus dem Kopf.

„Geht das schon wieder los?“

„Nur ein Gedanke.“

„Fick sie!“

„Ich kann doch nicht einfach ...“

„Klar könntest du, aber dir fehlt ja selbst zum Ansprechen der Mut. Neulich zum Beispiel ist ihr das Handtuch vom Band gerutscht. Du hättest dich nur bücken müssen und schon ...“

„Das ist mir entgangen.“

„Wie so vieles. Los, hup.“

„Warum? Es gibt keinen Grund.“

„Es muss nicht für alles einen Grund geben. Hup einfach. Sie ist nicht da. Der Sozius ist leer. Jetzt hup schon, Weichei.“

Sisyphos hupt und merkt, dass es ihm Spaß macht, dass es ihn befreit.

Sinnloses, zweckfreies Hupen. Wer hätte gedacht, dass es so einfach sein kann, dem Glück einen Schritt näher zu kommen!

Sisyphos genießt das Fahren. Fahren an sich. Alleine fahren. Niemand, der ihm sagt, er soll vorsichtiger oder langsamer fahren, sondern er fährt.

Auch niemand, der ihm sagt, dass er nicht hupen soll. Er hupt öfter als nötig, und immer häufiger grinst er dabei. Steht nicht hinten an jedem größeren indischen Fahrzeug „Horn OK Please“?

„Horn OK Please“, damit man beim Überholen nicht übersehen wird.

Alle hupen – nur er soll nicht so viel hupen – wegen Marlis, damit sie sich nicht erschreckt.

Das ist vorbei.

Hupen und Fahren sind jetzt sein Leben und es scheint, dass für einen Augenblick selbst der wilde, unrasierte Geselle in ihm lächelt.

„Horn OK Please“, denn jedes Hupen ist ein Schrei.

Doch wem ruft er ihn zu, zu wem schreit Sisyphos?

Wahrscheinlich zu sich selbst. Er scheint sich Mut machen zu wollen, denn gleich wird er auf der rechten Seite Ingos Saturday Night Market mit der danebenliegenden Gokartbahn passieren, und dann kommt nach zwei Kilometern die Abbiegung nach Anjuna. Hier endet die bekannte Strecke: die Morgenyogastrecke.

Also weiter die Hupe schreien lassen: Hier komme ich und auch der Grashalm darf über den Rasen hinausragen – zumindest zeitweise – in den Ferien – auf einer kurzen Ausfahrt.

Er fühlt sich frei, spürt den Wind und hört sein Horn, das sich ab und zu mit dem Geräusch

weiterer Hupen mischt. Hupen anderer Roller, Motorräder, Kleinwagen, Busse und Lastwagen, auf denen farbig das Om-Zeichen prangt.

Sisyphos fährt. Er gibt Gas und überholt einen dreirädrigen Transporter. Auf der Ladefläche sitzt ein magerer Arbeiter und winkt ihm zu. Er fährt und hupt und er ist ja auch noch keine halbe Stunde unterwegs. Er könnte, wenn er wollte, jederzeit umdrehen, und dennoch hat ihn das Fahren fest im Griff.

Ein Schlagloch lässt den Roller hüpfen, aber das macht nichts. Der Activa ist für den indischen Verkehr gebaut: stabil, sparsam, wartungsarm – nur der Scheinwerfer lässt zu wünschen übrig.

Sisyphos denkt: Was ist schon dabei, auf einem Roller zu sitzen und auszufahren! Er könnte jederzeit umkehren. Auch hat seine Fahrt nichts Endgültiges, anders als seine Gedanken vor drei Jahren in Thailand.

Mit einem Mal schiebt sich die Erinnerung an seine Tsunamifantasie und allem, was darauf hätte folgen können, in sein Gedächtnis. Nur wird sie diesmal verdunkelt von der Überlegung, was passiert wäre, wenn er ertrunken wäre und Marlis und Mark überlebt hätten.

Nichts wäre geschehen: Er hat eine gute Lebensversicherung und sein Arbeitgeber hätte noch etwas draufgelegt. Außerdem hätte Marlis seine Pensionskasse bekommen und sie haben auch noch Rücklagen. Marlis und Mark würde es gut gehen.

Bei diesem Gedanken tritt ein anderer Sisyphos in den Vordergrund, ein Verantwortungsvoller, der langsam zu zweifeln beginnt.

Er hupt wütend.

Noch ist er nicht an der Abbiegung nach Anjuna vorbei, noch spürt er den Fahrtwind und noch möchte er fahren.

Noch hat die Strecke nichts Ungewohntes.

Dennoch, man weiß nie, welche Konsequenzen etwas hat. Veränderungen sind bedrohlich – Werte geben Orientierung und einen Rahmen.

Woran denkt er eigentlich – er flüchtet doch nicht!

Er macht eine kleine Ausfahrt Richtung Anjuna an den Strand. Später wird er in der German Bakery einen Kaffee trinken, dann wird er auf den Roller steigen und zurückfahren. Alles in allem ist er dann etwa anderthalb Stunden unterwegs gewesen.

Das ist keine Zeit. Selbst wenn er Mark versprochen hat, mit ihm schwimmen zu gehen. Jetzt fährt er, und er kann ja morgen noch mit ihm schwimmen. Morgen früh, nachdem er Marlis zum

Yoga gefahren hat und mit Mark ins Lilliput geht.

Aber statt links nach Anjuna abzubiegen, gibt Sisyphos Gas und fährt weiter geradeaus. Er beschleunigt den Roller, wie er es bisher nie gewagt hat, und plötzlich ist ein Blitzen in seinen Augen.

Es ist ein gefühlter Gesichtsausdruck, über den Sisyphos erschreckt.

„Bravo.“

„Wofür?“

„Du spürst es.“

Wie in Zeitlupe versteht Sisyphos, dass vor wenigen Sekunden an der Abbiegung etwas Gewaltiges geschehen ist. Er weiß nicht genau was, und doch versteht er, dass sein Handeln ab jetzt eine Dimension hat, die weit über seine Vorstellung vom Tsunami hinausgeht.

Auch weiß Sisyphos, mit einer bisher nie erlebten Klarheit, dass er trotz aller Bedenken und trotz aller Gewissensbisse, weil er nicht mit Mark schwimmen gegangen ist, keineswegs mehr umkehren kann.

Es ist ein Schock, aber kein lähmender. Es ist eher, wie wenn man an eine Unfallstelle kommt und glaubt, alles aus dem Erste-Hilfe-Kurs vergessen zu haben. Plötzlich ist es wieder da und übernimmt die Steuerung.

Jetzt ist er es, der die Führung über Sisyphos übernommen hat – er, der wilde, unrasierte Geselle ohne Moral und Anstand.

Er fährt ohnehin besser als Sisyphos – er ist nicht so vorsichtig, so überrücksichtsvoll, und er hat keine Angst davor, den Roller in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Vor allem aber denkt er, auch wenn er keinen Helm trägt, nicht an bleibende Hirnschäden als Unfallfolge.

Er fährt, hupt und lacht und schimpft mit seinem Gott: „Hol mich doch, wenn du dich traust!“

Für Sisyphos fügt er hinzu: „Das war schon lange fällig.“

„Was?“

„Sisyphos‘ Jailbreak. Los, wach auf! Jetzt beginnt das Leben.“

Sisyphos überquert die Brücke, die Nord-Goa von Süd-Goa trennt. Er schiebt seine Sonnenbrille nach oben, und plötzlich sieht er die Welt in neuen Farben.

Er atmet und saugt die von einem vor ihm fahrenden Lastwagen mit Kohlenmonoxid und Feinstaub angereicherte Luft ein. Tief. Er hat das Gefühl, seit vielen Jahren zum ersten Mal wieder richtig durchatmen zu können.

Wie er es liebt, Benzin zu riechen! Es ist zwar kein Motorrad, wie in der Zeit vor Marlis, es ist ein schäbiger indischer Roller, aber im Moment reicht ihm das vollkommen.

Sisyphos saugt mit dem Gestank aus dem Auspuff das Leben ein. Es ist die Muttermilch, von der er nie genug bekommen hat. Und auch wenn überholende Autos immer wieder unangenehm Staub aufwirbeln, setzt er die Sonnenbrille nicht wieder auf.

Im Moment möchte er alles ungefiltert aufnehmen: Licht, Luft, Geräusche.

Sisyphos gibt Gas, als über die Brücke fährt.

Er überholt einen Lastwagen und winkt dem Fahrer. Es ist sein erster direkter Kontakt mit einem Menschen seit Beginn dieses Urlaubs. Alles davor fühlte sich blass an – isoliert, ein Gefühl wie hinter Panzerglas. Das ist weg, es scheint an der Abbiegung nach Anjuna zersplittert zu sein.

„Horn OK Please“ – er hupt.

Und während er hupt, merkt er, dass hinter seiner Flucht, von der er bisher nicht realisierte, dass es eine Flucht ist, eine tiefe Sehnsucht steckt. Das Verlangen frei zu sein und zu fühlen. Sich zu fühlen.

Hier blickt der Andere verächtlich: „Du weißt doch nicht einmal, was Freiheit ist. Freisein von der Familie und dem Job oder dass dich keiner bei deinen Wichsfantasien erwischt? Freiheit ist ein großes Wort, fang lieber erst gar nicht damit an. Und jetzt fahr. Weiter!“

„Wohin?“

„Arambol.“

„Arambol?“

„Stand dort auf dem Schild, außerdem hat dir doch der Name auf der Straßenkarte gefallen.“

„Warum Arambol?“

„Zum Swiss Chalet in Angeles City ist es ja wohl etwas zu weit.“

Er lacht, während Sisyphos hupt und fährt.

„Horn OK Please.“

Hinter der Brücke verändert sich die Landschaft: Die Straßen werden schmaler und der Verkehr weniger. Sisyphos ist jetzt abseits der touristischen Spots.

Auch scheint ihm, dass nicht mehr er, sondern dass es ihn fährt.

Der Andere, der, welcher den Roller nach rechts auf die Straße lenkte und der nicht nach Anjuna abbog, drängt in den Vordergrund, während der alte Sisyphos immer mehr verschwindet.

Auch beim Hupen schlagen jetzt zwei Herzen in seiner Brust. Das eine, das Herz der Freiheit

– bedenkenlos und spontan – es kennt keine Vergangenheit und keine Zukunft, sondern nur das Jetzt.

Das andere, das Herz der rationalen Überlegung und Vernunft, es mahnt ihn, dass er nicht einfach so und für immer weiterfahren kann: „Man kann nicht einfach flüchten, weglaufen und den süßen Versprechungen einer ungewissen Zukunft folgen. Das führt nur ins Chaos.“

Der unrasierte, wilde Geselle kann darüber nur lachen.

Sisyphos' aufsteigende Zweifel sind ihm nicht einmal eine Antwort wert.

Stattdessen belächelt er Sisyphos den Detailversessenen, denn eigentlich müsste Sisyphos so heißen, da er seine Arbeit zumeist sehr genau und akkurat erledigt und dabei Wert auf Anstand und Umgangsformen legt. Er fällt nicht auf, sondern macht einen leisen, perfekten Job aus dem Hintergrund.

Dabei glaubt er zu wissen, wie wichtig seine Aufgaben sind.

Sisyphos ist Netzwerker in einer Bank. Dort hat er auch seinen Spitznamen erhalten. Es war ein Kollege, an dem die griechische Mythologie vorbeiging und der irgendwann die Begriffe penibel, pedantisch, akkurat und exakt mit Sisyphosarbeit verwechselte oder nicht wagte, Sisyphos als das zu bezeichnen, was er ist, nämlich ein Korinthenkacker. Die Begebenheit ist Jahre her, aber irgendwie hat sich der Name festgesetzt, selbst seine Frau nennt ihn mittlerweile Sisyphos.

Es klingt auch nicht schlecht: Sisyphos der Netzwerker.

Wobei ein Netzwerker in einer Bank keine Verbindungen zwischen Menschen schafft und auch kein Netz über die Finanzwelt spannt. Das wäre ja noch interessant: die Welt in Sisyphos' Stahlnetz und er Herr über die Geldströme, die im Sekundentakt um den Globus jagen. Eine spannende Vorstellung!

In Wahrheit jedoch ist ein Netzwerker ein einsamer Techniker, zuständig für Datenleitungen. Den Inhalt der Nachrichten, die durch sein Netzwerk sausen, sieht Sisyphos nicht: E-Mails, Order, Kurse, eben alles, was das wirkliche Geld verdient. Sisyphos vergleicht sein Netzwerk manchmal mit der Kanalisation einer Großstadt, und er ist dafür zuständig, dass alles fließt und es keine Stockungen und Überschwemmungen gibt. Alles, was in diesen Röhren schwimmt, die Abfälle des realen Lebens mit all ihren Tragödien, interessieren ihn nicht, solange alles geregelt und sauber durch die Röhren und Katakomben strömt.

Aber die Wirklichkeit ist noch schlimmer, denn einen Netzwerker interessieren nicht einmal

die Leitungen, das Kupfer oder die Glasfasern, durch die seine Daten sausen; ihn interessieren nur Datendurchsatz und Geschwindigkeit.

Alles andere kauft er von spezialisierten Unternehmen ein. Nicht einmal das macht er selbst, den eigentlichen Einkauf macht die Abteilung Beschaffung zusammen mit Rechtsanwälten, welche die Verträge ausarbeiten.

Am Ende besteht Sisyphos' Arbeit einzig darin, den Inhalt dieser Verträge zu überwachen und zu messen, ob alles mit rechten Dingen zugeht, was eigentlich selbstverständlich ist, da ja alles von hochbezahlten Advokaten ausgearbeitet und mit horrenden Vertragsstrafen versehen wurde.

Sisyphos' Herausforderung beginnt erst, wenn eine Leitung oder irgendetwas anderes nicht so funktioniert, wie es soll. Das kostet Geld – jede Minute Millionen. Und weil das so teuer ist und keiner Bank passieren darf, achtet Sisyphos darauf, dass es nie passiert.

Das ist das Dilemma eines Netzwerkers: Er fällt nicht auf und niemand spürt, solange die Netze funktionieren, seine Notwendigkeit. Eigentlich ist er vollkommen überflüssig, denn das, was ihn erforderlich machen könnte, ist so abgesichert, dass es mit einer Wahrscheinlichkeit von 99,9999 % nie passieren wird.

Und wenn es doch einmal geschähe, könnte Sisyphos nichts dagegen tun. Es wäre sein persönliches Tschernobyl. Er würde beschäftigt erscheinen, könnte den Daten-GAU aber nicht verhindern, zu komplex ist die Vernetzung dieser Welt.

Dennoch verlangt die Netzwerkerehre, auf den Ernstfall vorbereitet zu sein, denn dann gilt: einer für alle und alle für einen, und das Ganze natürlich mit Respekt und Anstand. Denn wenn die weltweiten Datennetze tatsächlich einmal zusammenbrechen sollten, gibt es dafür einen bis ins Detail ausgearbeiteten Krisenplan, der einen geordneten Ablauf vorsieht. Es ist zwar unwahrscheinlich, dass sich bei einer Katastrophe irgendjemand daran hält, doch es gibt ein gutes Gefühl, einen Plan zu haben. Es gibt Sicherheit – und ist nicht Vorsicht die Mutter der Porzellanbox?

Sisyphos empfindet Dankbarkeit für seinen Job, auch wenn er kaum Anerkennung bekommt: Er darf hinter den Kulissen arbeiten, steht nicht im Rampenlicht und wird dennoch anständig bezahlt. Das Einzige, was ihn ärgert, sind die Boni, die seine Kollegen im Investmentbanking oder im Private Banking am Jahresende einstreichen.

Ohne ihn wäre das nicht möglich, aber er ist eben nur der Zulieferer. Auch weiß er, dass er, wenn es doch einmal zur Katastrophe käme, so überflüssig wäre wie ein Kanalreiniger nach dem Hurrikan Katrina in New Orleans.

Auf Sisyphos' Visitenkarte steht „IT-Direktor Netzwerkinfrastruktur“, und das klingt doch

nach etwas. Selbst wenn ein Direktor einer Bank heute nicht mehr der Herr Direktor ist, der er vor zwanzig Jahren war.

Am Anfang seiner beruflichen Karriere hatte Sisyphos Träume und Gestaltungswillen, mittlerweile funktioniert er gerade noch so. Er ist bemüht, die Zeit zwischen den Gängen in die Kantine herzubekommen und, ohne zu gelangweilt zu wirken, überflüssige Meetings zu überstehen.

Es hat aber auch sein Gutes, „IT-Direktor Netzwerkinfrastruktur“ zu sein: einen unkontrollierten, ungefilterten und unüberwachten Internetzugang.

Früher wollte Sisyphos schreiben und belegte im Gymnasium jeweils einen Leistungskurs in Deutsch und Französisch. Sein Interesse an Kunst und Kultur ging aber während des Studiums verloren, und danach blieb er, wie viele andere, die nicht genau wissen, was sie wollen, sich aber gut anpassen können, durch Zufall in der Bank hängen, in der er Praktikum machte.

Seither hat sich alles ergeben.

Auch hat Sisyphos keine Idee, was er anderes machen sollte; seit er mit Marlis verheiratet ist und die Partnerschaft dem Job immer ähnlicher wird, scheint es, als hätte er sich mit seiner Funktion, ein kleines Rad in einem großen Getriebe zu sein, arrangiert.

Auf der Arbeit wie zu Hause, im Freundeskreis wie beim Onanieren. Alles hat geregelte Abläufe. Ein Mann mit geschrumpften, sich immer wiederholenden Fantasien, die selbst in einem kleinen Rahmen kaum Variationen zulassen, denn jede Bewegung ist auf größtmögliche Effizienz bei minimalem Energieeinsatz getrimmt. Sisyphos ist faul, träge und bequem.

Damit das Leben nicht zu eintönig wird, hat Sisyphos ein Spiel entwickelt, das er auf der Autofahrt von zu Hause zum Arbeitsplatz und zurück spielt. Es gibt auf dieser Strecke einen Zebrastreifen, der von einem Radweg gekreuzt wird. Die Verkehrsregeln besagen, dass an einem solchen Übergang Radfahrer absteigen müssen. Die meisten tun das nicht. Sisyphos könnte sie dennoch passieren lassen, behält sich aber vor, das von ihrem Blick und ihrer Erscheinung abhängig zu machen: Interpretiert er, dass ein Radfahrer das Überqueren als sein Recht ansieht, gibt er Gas und jagt ihm einen ordentlichen Schrecken ein. Liest er aus dem Blick hingegen eine devote Bitte, bremst er lächelnd und macht mit dem Kopf eine gönnerhafte Geste.

Es ist nur ein Spiel, selbstverständlich würde Sisyphos niemanden überfahren. Er ist nicht rassistisch, wegen gegen Deutsche und Juden noch gegen Jugos, auch hat er keine sexistische Ader. Neulich hat er sogar einen Mitarbeiter gerügt, der eine unschöne Bemerkung über die kolumbianische Praktikantin in seiner Abteilung fallen ließ.

Dennoch muss Sisyphos aufpassen, dass er nicht verbittert, denn auch die besten

Tsunamifantasien und Radfahrerspiele nutzen sich ab.

Aber selbst dann könnte er immer noch mit dem Gedanken an eine Affäre spielen, auch wenn es an der Kraft zur Umsetzung mangelt. Er könnte von Veränderungen träumen, auch wenn diese einen Antrieb benötigen, den er nicht hat. Er könnte sich vorstellen, wie es wäre, glücklich zu sein, obwohl ihm dafür die Träume und Visionen fehlen.

Übrigens war Sisyphos früher, auch wenn er außer ein wenig Freizeitkicken mit Kommilitonen nie regelmäßig trainierte, ein sportlicher Typ.

Mittlerweise sieht er aus wie ein fleischgewordener Kloß aus Resignation. Wie ein Mann, der ein schlechtes Fernsehprogramm und mittelmäßigen Rotwein dem Sex mit seiner Frau vorzieht. Dabei ist Sisyphos nicht dick oder unförmig, es scheint vielmehr, dass seine Haut dicker wurde und jetzt aufträgt.

Trotz alledem bezeichnet Sisyphos sein Leben als schön, und auf die Frage, ob er zufrieden sei, würde er immer mit Ja antworten.

Der Arzt indes warnt vor einem Bandscheibenvorfall, denn selbst eine verdrängte und in Stille getragene Last bleibt eine Belastung. Wobei Stille keine innere Stille meint, sondern einen mutlosen Rückzug, der in letzter Zeit Marlis gegenüber immer häufiger in passive Aggression umschlägt.

Sisyphos entzieht sich dann durch Schweigen.

Der unrasierte Wilde hingegen war seit Jahren verschwunden, und so ist Sisyphos ehrlich überrascht, dass dieses weggesperrte Ich so unvermittelt neben ihm erschienen ist und anscheinend immer noch am Steuer des Rollers sitzt, während sie sich über Umwegen Arambol nähern.

Arambol – ein Name wie aus 1001 Nacht – ein Ort der Versprechungen.

Arambol.

Irgendwann hat er den Namen auf einer Karte gesehen und ihn interessant gefunden. Der Name löste Assoziationen aus.

Sisyphos fährt in den Ort und ist enttäuscht: laut, geschäftig, dreckig und heiß.

Die Straße endet in einer halbmondförmigen Bucht am Meer, und irgendetwas lässt Sisyphos spüren, dass er zumindest für eine Zeitlang angekommen ist. Er realisiert, dass es ab jetzt kein Zurück mehr gibt: kein Zurück in den Körper des Bequemen, kein Zurück in die Gedanken des Komfortmenschen. Der wilde Geselle hat die Führung übernommen und wird sie so schnell

nicht mehr hergeben.

Sisyphos parkt den Roller dort, wo die Straße in den Strand übergeht, und sieht die Einkaufstüten, die er in Candolim an den Haken am Sitz gehängt hat.

Er zögert einen Moment, greift sie und wirft sie in eine vor einem Laden stehende Abfalltonne.

Dann schlendert er zum Strand.

Wie Sisyphos zum Meer geht, sieht er nicht aus wie ein Mann, der gerade seine Familie verlassen hat. Er wirkt weder gedrückt noch mit Schuld beladen, und wären seine Augen nicht von der Sonnenbrille bedeckt, könnte man sogar ein gewisses Strahlen erkennen. Es ist ein Blick, wie ihn Kinder haben, die nach einer unendlich langen Fahrt aus dem elterlichen Auto springen und zum ersten Mal in ihrem Leben das Meer sehen: Verwundert und voller Erwartung.

Aber wie soll ein Mann auf der Flucht auch aussehen?

Gehetzt wie Dr. Kimble oder schuldbewusst wie ein zum Tode Verurteilter auf dem Weg zum Schafott?

Wahrscheinlich begegnen uns täglich wesentlich mehr Männer und Frauen, die gerade ihren Partner verlassen haben, als wir es glauben. Und alle sehen sie so normal aus, manche sogar attraktiv.

Einzig der wilde Unrasierte fällt aus dem Rahmen; immer wieder ertappt sich Sisyphos dabei, wie er gierig auf Brüste, Ärsche und Becken schaut, ohne dem Gesicht der dazugehörigen Frau die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Es scheint gar, dass er einem Blickkontakt, einer Berührung der Augen ausweicht, was ihn im Moment nicht gerade souverän erscheinen lässt, eher wie einen ausgehungerten Strandkötter, der eine unsichtbare Schleimspur hinter sich herzieht.

„Gaff nicht so, dass ist peinlich.“

„Und du, stell dich nicht so an – am Ende dreht sich’s doch nur ums Ficken. Wichser!“

Sisyphos weiß genau, was der Wilde meint, und dennoch sind es Riesenschritte von der geistigen Onanie zur Onanie und dann noch einmal von der Onanie zum wirklichen Leben, in dem es ja bekanntlich trotz aller Fantasie eher selten zum spontanen Beischlaf mit Unbekannten kommt.

Soweit aber denkt Sisyphos im Moment nicht.

Sex gibt es in seiner Tsunamifantasie, die Realität sieht anders aus. Die ist bestimmt von der Angst, auf das Display seines Mobiltelefons zu schauen, und nicht von einem Gefühl

grenzenloser Freiheit. Er greift in die Außentasche seiner Cargohose und schaltet es aus, ohne es herauszunehmen, denn er weiß, wenn er auch nur eine einzige Nachricht von Marlis zu dicht an sich heranließe, er würde umgehend auf den Roller steigen und zurückfahren.

Das kann jetzt nicht mehr passieren – kein Vibrieren wird ihn ablenken.

Für einen Moment glaubt Sisyphos, mit dem Kappen der Kommunikationskanäle und dem Entsorgen der Einkaufsstüten auch einen Teil seines alten Lebens hinter sich gelassen zu haben. Er befindet sich in einem Niemandsland – die Vergangenheit verblasst, im Jetzt ist er aber ebenfalls noch nicht angekommen.

Dennoch werden sich seine nächsten Tätigkeiten auf dieses Jetzt konzentrieren, denn Sisyphos realisiert, dass er weder Wäsche zum Wechseln noch eine Zahnbürste besitzt.

Er schiebt dies zur Seite. Zuerst braucht er eine Unterkunft, ein kleines Zimmer in Strandnähe. Es muss nicht sauber oder hell sein, darauf würde Marlis Wert legen. Die ist aber nicht da, und so muss er keine Rücksicht nehmen.

Da auch der Wilde zufrieden schweigt, schlendert Sisyphos über den Strand und folgt einem schmalen Weg entlang der Klippen. Oberhalb des Pfades ducken sich Häuser an den Fels, am Rand haben Händler kleine Stände aufgebaut.

Sisyphos muss nicht warten: So wie er geht, die Umgebung taxiert und nach den Häusern schaut, ist er für Schlepper leicht als Neuankömmling zu erkennen. Entgegen seinen üblichen Aversionen gegen jedes „hello my friend“, „come to my shop“ oder „looking for room?“ lässt sich Sisyphos bereitwillig mehrere Zimmer zeigen. Es scheint gar, dass es ihm Spaß macht, denn er beginnt mit den Vermittlern zu scherzen.

Udenkbar, wenn Marlis dabei wäre – er wäre genervt und würde seinen Widerwillen in seinen Blick zu legen. Weil das in Indien aber nicht funktioniert, würde Marlis ihn ermahnen: „Du schaust schon wieder so grimmig.“

Am Ende der Suche entscheidet sich Sisyphos für ein kleines, dunkles Zimmer, direkt am Strand.

Was will er mehr?

Wofür ist er in Arambol, wenn nicht um diesen dreckigen und viel zu heißen Strand mit zu wenigen Sonnenschirmen und ohne jeden Service zu genießen?

Das Ausblenden allen Komforts reduziert ihn auf das Wesentliche. Ist das nicht der Grund, warum Mönche freiwillig in kargen Zellen leben? Und auch in Zuchthäusern alles Persönliche

und die Vergangenheit ausgesperrt werden?

Der Vermittler fragt noch, ob er beim Gepäck helfen kann, und als Sisyphos sagt, dass er keines hat, wackelt er indisch mit dem Kopf. Allerdings nicht, wie wenn er zustimmen würde, sondern verwundert.

Weitere Fragen erübrigen sich, da Sisyphos für eine Woche im Voraus bar zahlt.

Sisyphos legt sich aufs Bett und schaut an die Decke: kein Ventilator, kein Moskitonetz. Es ist ihm egal und er spürt, wie sein Atem ruhiger wird.

Er fühlt die Härte der Matratze und realisiert, dass er zum ersten Mal seit unendlich langer Zeit wieder etwas wie Körperempfindungen hat. Er beobachtet einen Gecko und eine riesige schwarze Spinne. Im Bad tropft ein Hahn. Das Tropfen lässt ihn sich noch tiefer entspannen. Es beruhigt ihn, dass niemand ihn auffordert, an dieser für ihn geschaffenen und perfekten Welt etwas zu verändern.

Er schläft nicht und er denkt nicht. Er ist einfach da, so wie Bogenschützen, wenn sie mit geschlossenen Augen das Ziel fixieren. Im Gegensatz zu diesen Meistern steckt bei Sisyphos jedoch keine Absicht dahinter: Er führt diesen Zustand nicht bewusst herbei, um sich später, wenn der Pfeil das Ziel getroffen oder verfehlt hat, zu fragen: „Träum ich oder wach ich?“

Sisyphos ist, was Loslassen angeht, Anfänger, so wie die Novizen in einem Kloster, die sich von einem Ritual zum anderen hangeln, da sie nie gelernt haben, die Stille dazwischen zu ertragen.

Er liegt jetzt über zwei Stunden auf seinem Lager. Die erste Zeit ging es gut, dann begannen Gedanken zu ihm durchzudringen. Es sind Bedenken, was Marlis und Mark jetzt machen, vermischt mit einem wilden Durcheinander seiner Grundsätze und allgemeinen philosophischen Überlegungen zum moralischen Handeln.

Im Zimmer gibt es nichts, was ihn ablenken könnte: keine Hupe, keinen Linksverkehr, keinen Straßenstaub – keine Marlis und keinen Mark – kein Mobiltelefon. Im Hintergrund schwingen Strandgeräusche und eine matte Brandung, überlagert vom Tropfen des Wasserhahns. Der ist jedoch nicht identitätsstiftend, sondern beginnt zu nerven. Ohne das Tropfen wäre es allerdings noch schlimmer. Auch Sisyphos hat nie gelernt, mit Stille und sich alleine umzugehen: Es ist, als wenn sich etwas Unangenehmes an ihn heranschleichen würde. Nichts Benennbares, aber er spürt, dass ihm etwas fehlt. Er weiß nicht was, er kann es nicht festmachen, also folgt er dem ersten Impuls, der es zur Seite schiebt. Sisyphos beendet das Gefühl der sich bedrohlich einstellenden Leere, indem er aufsteht und die Dusche am Ende des Raumes inspiziert.

Er dreht den Hahn auf und testet, ob der kleine Durchlauferhitzer am Duschkopf tatsächlich

warmes Wasser produziert. Während dieser kurzen Tätigkeit verschwindet augenblicklich alles Beunruhigende aus seinem Kopf, denn es gibt etwas zu tun: etwas zu messen, zu testen, zu beurteilen – eventuell auch zu reparieren oder zu reklamieren.

Doch alles funktioniert, und da es Sisyphos auch gar nicht darum ging, den Staub der Landstraße abzuduschen, dreht er den Hahn wieder zu.

Mit dem Verschwinden einer Herausforderung stellt sich augenblicklich wieder das über der Leere schwingende Gefühl öder Einsamkeit ein und Sisyphos beginnt, den Inhalt seiner Hosentaschen auf dem Bett auszubreiten und zu sortieren. Dann deponiert er einen Teil in der Nachtschublade, steckt etwas Geld ein, nimmt sein immer noch ausgeschaltetes Mobiltelefon und verlässt das Neunquadratmeterzimmer, das sie ihm, wahrscheinlich weit über dem normalen Preis, als Apartment vermietet haben.

Draußen hat es zu dämmern begonnen und am Strand haben Grüppchen Feuer entzündet.

Sisyphos schlendert zwischen ihnen hindurch, zu einer Bar. Er kauft drei Büchsen Bier, geht zurück zum Strand und sucht eine Stelle zwischen zwei Feuern: nicht zu weit abseits, aber auch nicht so nah, dass man ihn einbeziehen könnte. Er kennt niemanden, und das genau ist das Befreiende, dass er niemanden kennt und ihn niemand kennt.

Selbst der Wilde scheint zufrieden, er ist spürbar mehr auf den ersten Schluck Bier als auf den vom Feuer herüberziehenden Geruch des Marihuana fixiert. Es ist eine wunderschöne Frau mit dunklen Haaren, die gerade am Joint zieht – eine Israelin.

Sisyphos weiß, dass sie hier sind. Er hat es im Reiseführer gelesen und er hat eine Reportage gesehen: Es ging um Drogen, Sex und Vergessen in Goa. Vielleicht ist es auch genau das, was ihn hierher zog: das Vergessen seiner ganz persönlichen Tragödie und die Suche nach dem, der er hinter seiner Fassade ist. Einer Identität, nach der schon sein Vater suchte und die er nicht fand und die auch Sisyphos nie haben wird, denn das Entsetzliche, das bare Grauen wird der Wohlstands-Sisyphos nie verstehen.

Was für Gedanken!

Es wird Zeit für das erste Bier, aber vorher versuchsweise einmal das Mobiltelefon anschalten. Jetzt ist es dunkel und es wäre ein Wahnsinn, bei Nacht mit einem Roller von Arambol zurück nach Candolim zu fahren. Fast vierzig Kilometer, dafür hätte selbst Marlis Verständnis.

Sisyphos' Telefon loggt sich ein, wenige Sekunden später sieht er zwölf Anrufversuche und fünf SMS von Marlis. Er liest sie nicht, sondern nimmt einen Schluck aus der Dose, dann löscht er die SMS sowie die Anrufliste und schaltet aus.

In Sisyphos steigt ein Bild auf: ein Armeebulldozer mit dem Davidstern – ihm gegenüber ein

alter Mann mit Turban. Warum gerade jetzt, warum an diesem Strand? Sisyphos trinkt große Schlucke, er riecht das Marihuana und er riecht Sex ohne Erotik, auch wenn er im Moment alles andere als Lust hat. Dann wieder riecht er das Feuer, hört Stimmen, jemand stimmt eine Gitarre, nein, zwei Gitarren werden aufeinander abgestimmt, während sich ein Gedanke des Wilden nach vorne schiebt: Gott ist krank. Schwerkrank.

Das ist absurd – warum gerade jetzt, an diesem Strand, diese wirren Gedanken?

Sisyphos hat keine Ahnung, er spürt nur, dass etwas wackelt. Noch bricht es nicht zusammen, aber das ist nur eine Frage der Zeit.

„Hava nagila. Hava nagila. Hava nagila venismechah.“

Nicht jetzt, denkt Sisyphos, während die Menschen um das Feuer singen und ihm die rauchige Stimme der Frau mit dunklen Haaren auffällt. Sie hat etwas mystisch Trauriges.

„Hava naranenah. Hava naranenah. Hava naranenah venismechah.“

Es ist eine Melancholie, die langsam, aber beharrlich auf Sisyphos übergreift.

„Uru, uru achim! Uru achim b'lev sameach.“

Obwohl er den Text nicht kennt, bringt das Lied etwas in ihm zum Schwingen. Wahrscheinlich müsste er heulen, wenn er wüsste, dass es bedeutet: „Lasst uns glücklich und fröhlich sein. Lasst uns singen und fröhlich sein. Erwachtet, Brüder, mit einem glücklichen Herzen.“

Sisyphos öffnet die zweite Büchse Bier und wird wütend.

Er weiß nicht worauf, er weiß nur, dass ihn alles nervt. Es hat angefangen mit dieser Melodie, dann kam ein herumstreunender Strandhund, jetzt ist es gerade der ununterbrochene Marihuanageruch.

Natürlich sind das Ausreden, denn wirklich angefangen hat es mit dem Blick auf sein Mobiltelefon. Seitdem schafft er es nur noch temporär und unzulänglich, sein schlechtes Gewissen zur Seite zu schieben, und auch der Wilde, der ihn bisher unterstützt hat, scheint sich verdrückt zu haben.

Sisyphos' bierschweres Gewissen stellt unangenehme Fragen nach dem Richtig und Falsch – nach dem Ich und den anderen – nach Sisyphos und Marlis. Anstatt diese Fragen jedoch bei sich zu behalten und mit Hilfe seines Geistes zu durchdringen, um irgendwann ein ureigenes Wertesystem zu entwickeln, projiziert Sisyphos sie auf Hunde, singende Israelis, er projiziert sie

auf die PLO und Drogen, auf Indien und das schlechte Bier und alles, was ihn gerade umgibt.

Ein Teil in ihm sagt, dass er jetzt sofort sein Telefon nehmen und Marlis anrufen sollte, zumindest um sie zu beruhigen und ihr zu sagen, wo er ist. Ein anderer Teil jedoch empfindet alleine diesen Gedanken als persönliches Versagen, als ein Zurück ins Gefängnis.

Wie gut, dass es Bier gibt. Sisyphos ist mittlerweile bei der dritten Dose angelangt. Immer noch alleine, fern von der Gruppe am Feuer. Jetzt allerdings mit einem Hang zu einer mittelschweren Melancholie, die seine Gedanken von Marlis auf Mark verschiebt, was umgehend die Frage „Bin ich ein guter Vater?“ aufwirft.

Was ist eigentlich ein Vater, was macht einen Vater aus?

Vater, Heimat, Werte. Ein Vaterland, für das man leidet und stirbt. Warum kein Mutterland?

Wie wird er sterben?

Scheiße, jetzt hilft selbst der Wilde nicht mehr.

Verantwortung und Väter und Vaterland und Vaterlandsverräter. Warum klebt das alles bloß so sehr an einem?

Warum ist der Mensch keine Schlange, die einmal im Jahr ihre Haut abstreifen kann?

Sisyphos erinnert sich an die Verantwortung, die er mit vierzehn, nach dem Tod seines Vaters, übernehmen musste. Er denkt an die Verpflichtungen, die er gegenüber Mark hat, und mit diesem Gefühl einer Ehrensache, aber auch einer Last und eines Nicht-mehr-erfüllen-Könnens-und-Wollens, steigt seine Aggression. Und wie immer, wenn Sisyphos mit seiner Wut über sich selbst in Berührung kommt, fällt ihm Heinrich ein: Heinrich, sein Vater.

Seltsam, seine Mutter fällt ihm nie ein, immer nur Heinrich. Es ist, als wenn sie eine Nebenrolle gehabt hätte, eine, die man schnell vergisst, obwohl sie ja die Mutter war.

Bei Heinrich ist das anders, den kann er nicht vergessen. Heinrich ist omnipräsent.

Zunächst erinnert sich Sisyphos an eine Begebenheit, für die er Heinrich noch immer hasst. Eine exemplarische Heinrich-Situation, und selbst wenn man seine Eltern nicht hassen sollte, es ist das richtige Wort – kalt und ohne zu verzeihen.

Es war ein Feuerwehrfest, in dem kleinen Ort, in den sie gezogen waren – der Traum des ersten eigenen Hauses. Sisyphos sprach den Dialekt des Ortes nicht, und in der Schule fand er kaum Freunde. Stattdessen wurde er so häufig verprügelt, dass er sich irgendwann nicht mehr auf den Schulweg traute.

Trotz seiner Scham erzählte er es seinem Vater, und Heinrich sagte: „Schlag doch zurück!“

Auf eben diesem Feuerwehrfest wehrte sich Sisyphos und landete auf dem Heimweg, weil sich die anderen Kinder zusammengetan hatten, dennoch in einer Brombeerhecke. Er hatte ein kurzärmliges Hemd an und die Stacheln rissen die dünne Kinderhaut auf. Er kam ziemlich blutverschmiert nach Hause. Schlimmer noch, die Eltern des Kindes, das Sisyphos verprügelt hatte, beschwerten sich bei seinem Vater, und am Abend spürte Sisyphos dessen Riemen. Denn zurückschlagen war ja okay, aber bitte nicht so, dass sich die Eltern des anderen darüber beschwerten!

Trotz dieses Widerspruchs und Heinrichs Neigung zu Gewalt schaute Sisyphos wie alle Kinder zu seinem Vater auf. Wer war im Dorf einer der Wichtigsten? – der Vater! Später verstand Sisyphos, dass das ganze Leben seines Vaters ein unentwirrbarer Widerspruch war. Er verstand, dass sein Vater nie eine Heimat fand und selbst nie wusste, was ein Vater, was eine Identität ist und was das für Werte und Geradlinigkeit bedeutet. Es war der Zeitpunkt, als Sisyphos sich darüber Gedanken zu machen begann, ob es etwas wie Vorsehung gibt, eine alles steuernde Hand, Kausalitäten im Weltgefüge oder so etwas wie persönliche Freiheit und Verantwortung. Das brachte ihn zur Philosophie, besonders Camus und die Existenzialisten faszinierten ihn.

Jetzt würde Sisyphos gerne mit Heinrich reden. Er ist wütend, verzweifelt und hat Fragen. Vieles möchte er ihm vorwerfen, und dennoch könnte er sich nicht vorstellen, auch nur einen Meter in den Mokassins seines Vaters zu gehen. Es waren zwar andere Zeiten und Umstände, und doch gibt es Ähnlichkeiten. Er läuft weg und Heinrich ist ebenso weggelaufen – wahrscheinlich sogar mehr als einmal.

Sein Vater hatte auf dem Arm ein Tattoo und feine Kohlesplitter im Rücken. Die Einschlüsse der Kohle erklärte Heinrich mit einem Grubenunglück, das er gerade so überlebt habe. Das Tattoo, eine Sonne, hatte andere, trotzige Gründe.

Heinrich wurde 1921 als Sohn eines jüdischen Steigers und einer Katholikin geboren im schlesischen Kohlenrevier. Er war das elfte von zwölf Kindern und erlernte das Kunsthandwerk des Steinmetzen. Dieser Beruf prägte zwar Heinrichs kunsthandwerkliches Geschick, gearbeitet hat er in ihm jedoch nie, vielmehr zog ihn der höhere Lohn in die Kohlegruben.

Irgendwann in dieser Zeit muss er von der Haganah, einer Organisation Jugendlicher irgendwo zwischen russischem Shtetl und Palästina, gehört haben. Er war fasziniert, dass es eine Organisation geben sollte, die sich für eine „nationale Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina“ einsetzte.

Palästina muss damals für seinen Vater im Schlesischen einen Klang gehabt haben wie jetzt

für Sisypchos Arambol. Eine Verheißung. Allerdings kam sein Vater nie in das Land, das heute Israel heißt. und schon lange keine Träume mehr verspricht. Damals gab es noch Träume, denn Israel existierte nicht, es war nur ein Gedanke, und Heinrich wollte sich engagieren. Ernst genommen wurde er nicht, denn er hatte nur einen jüdischen Vater, die Mutter hingegen war eine Ungläubige, eine Schickse. Vielleicht gab es auch gar keinen Ableger der Haganah in Schlesien, vielleicht war alles nur ein Hirngespinnst, eine Illusion, mit der sich Heinrich die Möglichkeit eines Ausbruchs aus dem Bergarbeitermilieu zusammenphantasierte.

Jedenfalls ließ er sich einen Davidstern auf den Arm tätowieren, doch auch das half nichts. Die Haganah wollte ihn nicht. Dass er für die Juden kein richtiger Jude war, hätte ihn umgekehrt vor den Nazis nicht geschützt.

Also ließ Heinrich, kurz vor der Reichskristallnacht, den Davidstern übertätowieren. Aus ihm wurde eine Sonne, und da er als Steinmetz begabt war und aus weichem Speckstein einen Stempel anfertigen konnte, schuf sich Heinrich einen lupenreinen arischen Stammbaum.

Er wurde heimatlos.

Ein letztes Mal versuchte er eine Identität bei Resten der Sozialdemokraten zu finden, doch hier stieß er mit der proletarischen Tendenz zum Antisemitismus zusammen.

Keine Haganah, keine Sozialdemokraten – und Heinrichs Mutter starb bei der Geburt des zwölften Kindes im Wochenbett, der Vater wenig später bei einer Unachtsamkeit, einem im Grubenaufzug eingeklemmten Finger, an einer Blutvergiftung.

Es gab nichts, was Heinrich zurückließ, als er 1941 zur Wehrmacht eingezogen wurde.

Dann folgte eine Zeit, über die Heinrich nie redete, aber er wurde wohl auf dem Balkan und später an der Ostfront als Funker eingesetzt. In seinem Wehrpass stehen Namen schlimmer Orte.

Heinrichs Erinnerung setzt erst wieder ein, als er in russische Gefangenschaft geriet und dort mehr als drei Jahre unter übelsten Umständen verbrachte.

Nach seiner Entlassung machte Heinrich aus seiner Aufgabe als Soldat seinen neuen Beruf, indem er sich zum Fernmeldehandwerker ausbilden ließ. Er bekam eine ruhige Stellung bei der Post und fand dennoch keinen Frieden. Er war ruhelos und zog durch die neue Republik, wurde aber mit dem Land nicht warm. Er entwickelte eine wütende Abneigung gegen Obrigkeiten und schimpfte auf die früheren Nazis, die wieder in ihren alten Positionen waren. Und er schimpfte auf Herzl und Ben Gurion und den mittlerweile existierenden Staat Israel, denn Heinrich war jetzt entnazifizierter Deutscher, der nie Jude sein durfte und damit wieder keinen Zutritt zum Gelobten Land hatte.

Ja, er hatte einen jüdischen Vater, aber er war kein Jude und er würde auch keiner mehr

werden. Heinrich war ein beschnittener Verlorener zwischen den Welten. Verbittert und rastlos.

Mit Deutschland hatte er abgeschlossen, und da Fernmeldehandwerker gesucht wurden, konnte er in die Schweiz emigrieren. Hier zog er in die Nähe von Basel und lernte seine Frau, eine 12 Jahre jüngere Schweizerin, kennen.

Sisyphos hat sich oft gefragt, ob sein Vater seine Mutter jemals liebte. Eine hilflose Frage – irgendwie waren beide Verlorene in einer Wüste und jeder glaubte, dass der andere die Karte zur Oase besitze. Die Mutter hielt still aus, der Vater schlug verzweifelt – gefunden haben sie die Oase nicht und zur Trennung fehlte beiden der Mut. Die auf den Schein und die Nachbarn bedachte Mutter aus diesem Bergdorf in Graubünden und Heinrich, der rüpelnde Deutsche – was für ein Paar!

Mittlerweile ist sich Sisyphos sicher, dass Heinrich nie wirklich aus dem Krieg zurückgekehrt ist. Er war zwar körperlich anwesend, aber er war nicht als Vater da. Etwas in ihm war schon lange tot, bevor er starb. Als Heinrich dann nach dem vierten Herzinfarkt wirklich ging, blieb Sisyphos seltsam unberührt. Es schien gar, dass er am Anfang froh über die neue Freiheit war.

Jetzt fehlt ihm Heinrich und Sisyphos hat eine Menge Fragen. Er ist wütend, dass Heinrich ihm nie beigebracht hat, was es bedeutet, Mann zu sein. Dass der große Heinrich ihm nie gezeigt hat, was ein gerader Weg ist und was zu sich selbst stehen bedeutet.

Wäre es möglich, würde Sisyphos Heinrich anrufen: Er würde mit ihm schimpfen, reden, er würde um seine Liebe betteln und herauszubekommen versuchen, wie er die anstehenden Dinge erledigen soll.

Wofür hat man denn einen Vater!

Dann lacht Sisyphos verächtlich: Als ob Heinrich ihm das sagen könnte, gerade er!

Ja. Gerade Heinrich mit seiner Doppelmoral, aber eben auch dem Urgrund alles Menschlichen – Angst und Hoffnung.

Als Marlis bei Sisyphos' Mutter auf der Kommode das erste Mal ein Foto von Heinrich sah, erschrak sie nach allen Erzählungen über die Ähnlichkeit, denn tatsächlich ist Sisyphos Heinrich wie aus dem Gesicht geschnitten. Später versuchte Marlis Sisyphos davon zu überzeugen, dass sein Vater an einem verschlossenen Herzen gestorben sei. Aber so wenig wie an Vorbestimmung glaubt Sisyphos an Psychosomatik.

Schwer angetrunken meldet sich der Wilde: „Ein Mann muss tun, was ein Mann tun muss.“

Was aber, wenn der Mann nichts weiß?

Was, aber wenn er nicht einmal weiß, was ein Mann ist?

Er muss sich auf die Suche machen und es herausfinden.

Er muss sich stellen – nicht Marlis oder Mark, sondern sich selbst. Er muss weitergehen und die aufgeschobenen Herausforderungen anpacken. Es sind seine eigenen Schwierigkeiten, auch wenn er immer wieder mit dem Finger auf Marlis zeigt. Sie ist nur ein Spiegel.

Er wird Marlis nicht anrufen.

Er kann morgen anrufen oder aber auch nie wieder anrufen – das Meer könnte ihn verschlucken – er könnte für immer in Arambol bleiben und Schmuck oder Ledersandalen herstellen oder Touristen Fotoapparate stehlen und sie an indische Hehler verkaufen.

Ja, warum nicht Schmuck machen!

Sisyphos schaut zum Himmel und sieht zum ersten Mal während dieses Urlaubs bewusst das Firmament – die Sterne rieseln auf ihn nieder.

Dann merkt er, dass er weint.

Er weiß nicht warum.

Das Bier oder „Hava nagila“ müssen ihn sentimental gemacht haben.

Er muss ins Bett. Schnell. Aber nicht ohne vorher eine weitere Dose Bier zu kaufen.

Was ist das für ein Leben, in dem man selbst nach seiner Flucht erst nach vier Bier einschlafen kann?

Nichts geht mehr ohne nightcap.

Was ist das für eine Ehe, in der man Abend für Abend neben der gleichen Frau liegt, die man einmal geliebt und deren Körper man begehrt hat und die man jetzt für nichts mehr in der Welt berühren möchte!

Eine Frau, deren Verschwinden man ersehnt, weil jede Nähe etwas in einem sich zusammenziehen lässt.

Was ist das für eine Beziehung, in der man nebeneinander her lebt, jede Berührung zu vermeiden versucht und sich freut, wenn der andere das Haus vor einem verlässt!

Was ist das für eine Partnerschaft, in der man wegzulaufen träumt, aber nicht einmal den Mut hat, den Gedanken in sich aufkommen zu lassen, sodass der Entschluss irgendwann so mächtig wird, dass er einen vor sich her treibt!

Sisyphos weiß, dass er schon lange zur sprichwörtliche Sau geworden ist.

Warum sonst verlässt er morgens das Haus zumeist lange, bevor Marlis aufgewacht ist?

So etwas kann nicht ewig gut gehen.

Die Dinge kommen, wie sie kommen, und man muss ihnen entgegengehen. Tut man dies nicht, rennen einem die Dinge hinterher und irgendwann einmal bekommen sie einen am Schlafittchen. Ganz sicher.

Ein Mann flüchtet aus seiner Ehe und verlässt von einer Sekunde auf die andere die Familie. Das ist nichts Ungewöhnliches, sondern Tagesgeschäft tausender Juristen. Anders ist hier, dass der Mann keine Scheidung einreicht, nicht einmal an eine Scheidung denkt. Er hat seine Tat weder geplant noch vorbereitet, sondern es ist geschehen, und jetzt muss er sehen, wie er klarkommt.

Es war eine Affekthandlung, wie ein Totschlag.

Plötzlich ist der Täter wieder bei Sinnen und sieht, was er angerichtet hat: Er ist erschreckt über das Blut auf dem Boden und spürt den Hammer in seiner Hand. Er kann nicht glauben, dass er zugeschlagen hat, und dennoch weiß er, dass es kein Zurück gibt. Er kann sich umgehend stellen oder, wie er es im Fernsehen gesehen hat, die Leiche in einen Teppich rollen oder zersägen und einfrieren, um sie später in einer Neumondnacht zu beseitigen.

Bisher hat Sisyphos niemanden umgebracht. In den nächsten Tagen aber wird er einen Mord begehen – einen metaphorischen: Er wird das Bild der früher Geliebten und die Illusion der heilen Familie aus sich herausreißen und entsorgen.

Dann wird Sisyphos den alten und bequemen Sisyphos töten, um wie ein Phönix aus der Asche aufzuerstehen. Er wird Platz schaffen für etwas Neues, auch wenn er im Moment keine Idee hat, wie dieses Neue beschaffen sein könnte. Und bei all dem hat Sisyphos keine Wahl, denn dafür ist er schon zu weit gegangen. Er könnte zwar die nächsten Schritte verzögern, das Rad zurückdrehen kann er nicht.

Warum das alles – was für ein Grauen muss das sein?

Wie ist sie beschaffen, diese unerträgliche Ehe und Familie, in die er sich hineinmanövrierte die er hinter sich lassen muss, um wieder atmen zu können und einen Funken Leben in sich zu spüren?

Es ist eine normale Ehe, die Sisyphos und Marlis leben: Eine von Millionen ganz gewöhnlichen Ehen – eine Partnerschaft, wie viele sie leben. Da gibt es nichts Besonderes: kein spezielles Leiden, keine erdrückenden Lasten der Vergangenheit, keine zerstörten Kindheiten und kein Kriegs- oder Flüchtlingsdrama.

Das Unglück ist, es ist eine faire Ehe: eine Ehe, in der man sich schont und dem Anderen kein Leid zufügen möchte. Kollegialer Umgang mit einem hohen Preis: Lust und Ekstase sind verschwunden, für sie gibt es schon lange keine Zeit und keinen Raum. Zu gefährlich.

Es ist eine Ehe, in der sich beide bemühen, nicht aggressiv oder laut zu werden, in der beide ihre Affekte unterdrücken, und wenn es doch einmal Schwierigkeiten gibt, dann haben sie ein temporäres Kommunikationsproblem, das sich mit Sicherheit sachlich und ruhig lösen lässt. In gegenseitigem Einverständnis und ohne Wellen zu erzeugen.

Keiner muss sich aufs Meer der Leidenschaft wagen.

Der Alltag ist bestimmt von Pflichten: Arbeit, Hypothek, Besuche bei Sisyphos' alternder Mutter, Schwiegereltern und dämlichen Ferien, wie diesen in Goa oder vor Jahren in Thailand oder zwischendurch im Tessin.

Wunderschön und leer.

Alles ist geregelt, wohlgeordnet und lässig, anständig arrangiert.

Niemand hat einen Grund, sich zu beschweren, und doch lastet über allem eine zähe Taubheit.

Klar, dass Sex schon lange verschwunden ist und auch die Küsschen-Nähe nur noch ein merkwürdiges Ritual ist, dessen Herkunft sich nur errahnen lässt.

Seit sieben Jahren flieht Sisyphos aus dieser Gummizelle in seine Arbeit. Er ist Freigänger mit dem Urteil lebenslänglich. Ein Esel, der vergessen hat, dass er bocken und stehenbleiben könnte.

Marlis andererseits flüchtet sich in die Kindererziehung und versteckt sich hinter Mark. Solange sie sich Sorgen macht, ist sie beschäftigt. Sie muss dann nicht ihre sexuelle Unzufriedenheit und innere Leere fühlen.

Und hat sie nicht gute Gründe für ihre Befürchtungen?

Das Leben ist bei Weitem nicht so einfach, wie sich das ihr bequemer Sisyphos vorstellt. Anstatt dass sich nach einem gut durchorganisierten Tag gegen Abend eine Beruhigung einstellt, wird es nur schlimmer. Eine Sorge kommt nämlich selten allein; und wenn man erst mal anfängt aufzuräumen, zu organisieren und zu arrangieren, wird man unweigerlich vom Hundertsten zum Tausendsten kommen.

Es nimmt kein Ende. Nie.

Da hilft auch alles Esoterische und alle Körperertüchtigung durch Yoga nicht weiter.

Was zu viel ist, ist zu viel.

Loslassen?

Um Himmels willen, dann würde gar nichts mehr funktionieren und Mark und Sisyphos würden schneller als sie denken kann untergehen.

Diesen Druck, die Dinge unter Kontrolle zu halten, kennt Marlis schon lange.

Er ist älter als die Sisyphos-Zeit, denn in Marlis gibt es nur wenige, weitentfernte Erinnerungen an Situationen, in denen sie mit sich selbst zufrieden, entspannt und voller Vertrauen war.

Jetzt sitzt sie mit Sisyphos in einem Kerker, in dem jeder Wärter des anderen ist. Zu groß ist die Angst und zu bindend sind die unausgesprochenen Verträge.

Wie die meisten Menschen neigen Sisyphos und Marlis dazu, im Bestehenden zu verharren. Das ist, was sie kennen, das ist der Stall, aus dem sie kommen, das ist der Geruch. So stinkend er ist, so vertraut ist er.

Was soll da draußen auch warten?

Zwar gibt es Berichte von Freiheit und Ekstase, sie erzählen vom Unkontrollierten und einer Wildheit, die Konventionen sprengt.

Aber wer hat schon ein solches Exemplar gesichtet – einen Menschen, der wirklich lebt?

Zumeist entpuppen sich die über Hörensagen oder die Boulevardpresse übermittelten Erzählungen als fantastische Spinnerei, so wie das Monster von Loch Ness oder der Yeti.

Außerdem: Was sollen die Nachbarn denken?

Sisyphos hat da eine Fantasie, übrigens eine der wenigen, in denen auch Marlis eine Rolle spielt, vor allem aber die Nachbarin.

Sie ist etwa so alt wie Marlis, hat zwei Kinder, und mit ihrem Mann hat Sisyphos schon mehr als eine Flasche Wein geleert. Der Mann ist ein Guter, so wie er. In Sisyphos' B-Movie kommt der Mann aber nicht vor.

Sisyphos und Marlis sind gefesselt. Die Nachbarin ist eine Art Domina und beide müssen es ihr immer wieder, aber auch miteinander, machen. In allen erdenklichen Stellungen. Das Miteinander ist dabei das spannend Erregendste, denn die Nachbarin zwingt Sisyphos und Marlis zu allem, was sie sich selbst nicht vorstellen können. Sie zwingt beide, hinter ihre Scham und weit über ihre gedachten Grenzen hinaus zu gehen. Am Ende sind Marlis und Sisyphos aneinander auf das Bett gekettet, während die Nachbarin im Fernsehen eine Soap anschaut, um dann das Spiel von vorne zu beginnen.

Tatsächlich kann sich Sisyphos in dieser Situation Sex mit Marlis vorstellen, wahrscheinlich

aber nur, weil die Fantasie die Partnerschaft spiegelt. Weil sie den Zustand des Miteinander-gefangen-Seins ins Sexuelle übersetzt, und dort, anders als im Alltag, sehr wohl für Sinnesfreuden sorgen kann. Jeder muss sich fügen, denn die Unausweichlichkeit ist durch eine gefesselte Lust besiegelt.

Das normale Leben indes verläuft auf einem anderen Niveau: dem des Kampfes. Beide sind überzeugt, dass alles gut sein könnte, wenn sich nur der andere änderte, wenn er ein wenig nachgäbe. Dann wäre alles perfekt. Aber da sich der andere nicht ändert, bleibt nur die Hoffnung auf einen Lottogewinn oder eine Erbschaft, selbst wenn dafür geliebte Menschen sterben, oder aber ein Tsunami alles Störende wegfegt.

Sisyphos und Marlis waren einmal in einer Paarberatung – eine einzige Sitzung. Die Therapeutin sprach über gegenseitigen Respekt und Loslassen; und über die inneren Vorurteile und Bilder. Die Bilder der anderen, die Bilder der Eltern und Nachbarn, die Vorstellungen, die jeder in sich trägt, und das verzweifelte Bemühen, diese Bilder, die nie deckungsgleich sein können, deckungsgleich zu bekommen.

Sie regte an, dass beide sich mehr Freiraum lassen, dass jeder ein eigenes Zimmer hat und beide zumindest teilweise wieder ihr eigenes Leben führen.

Was sollte das für eine Nummer sein?

Das gemeinsame Schlafzimmer aufgeben?

Was sollten die Freunde, Eltern und Schwiegereltern denken?

Und Mark?

Sisyphos hielt dies für eine bescheuerte Idee, obwohl er natürlich daran dachte, endlich in Ruhe onanieren zu können.

Marlis ging nicht mehr hin, weil ihr Arrangieren, ihr Putzen und ihre Tendenz, für alles die Verantwortung zu übernehmen, in der nächsten Sitzung auf dem Programm gestanden hätten. Dabei hatte doch sie die Paarberatung angeregt. Sie hatte weibliche Solidarität erwartet und gehofft, dass endlich einmal eine Außenstehende Sisyphos die Leviten läse. Dass ihre mangelnde Selbstliebe ein Thema werden könnte, damit hatte Marlis nicht gerechnet.

Immerhin, das Ergebnis war, dass sie sich seit Langem wieder einmal einig waren: nie wieder zu einem Psycho.

Der wahre Grund, warum beide zu diesem Entschluss kamen, liegt indes nicht in getrennten Zimmern oder Marlis' Kontrollwahn. Vielmehr thematisierte die Therapeutin schon ziemlich zu

Beginn, wie beide sich gegenseitig bedingen und aus der Angst, sich dem Leben zu stellen, ihr Gefängnis erschaffen. Sie sagte, dass Marlis und Sisypnos füreinander Spiegel seien, und so hatten beide nach der Sitzung eine Heidenangst, was ihnen um die Ohren fliegen könnte, wenn sie sich auch nur ansatzweise auf Veränderungen einließen. Von persönlichem Wachstum ganz zu schweigen. Das nämlich hätte einen Kehraus bedeutet, um dann vielleicht festzustellen, dass nichts als Scherben übrig bleiben.

Das Risiko, eine Zeitlang steuerlos auf dem Beziehungsozean zu treiben, war Marlis wie Sisypnos zu hoch.

Wo kommen wir denn hin, wenn wir alles aus dem Ruder laufen lassen?

Jetzt ist alles aus dem Ruder gelaufen.

Aber wenn wir die Zeit etwas zurückdrehen, auf den Zeitpunkt, als Sisypnos den Supermarkt verlässt, weiß Marlis all das noch nicht.

Marlis ist blond.

Nicht wirklich, sondern vor Jahren, als das Grau zunahm, entschied sich Marlis, blond zu sein. Davor strähnte sie, und noch viel früher hatte sie ihre Haarfarbe als eine Mischung aus Hellbraun und Straßenköter bezeichnet.

Es war genau die Farbe des Hundes, der unter ihre Sonnenliege kroch und den Mark gerade streichelt.

Muss der Junge denn alles anfassen! Er ist so empfindlich, und wer weiß schon, was diese Strandhunde an sich haben. Nachher geht es wieder los mit einer Allergie, oder er vergisst, sich die Hände zu waschen.

„Hör auf den Hund zu streicheln.“

„Aber der ist so schön weich.“

„Der kann Flöhe oder Bazillen haben.“

„Der hat keine Flöhe. Schau mal, der hat ein Flohhalsband.“

Als ob ein Flohhalsband gegen Flöhe schützen würde! Die gleiche dämliche Argumentation, die auch Sisypnos hat. Als wenn die Dinge so einfach wären – und wer muss sich denn am Ende mit einem Ausschlag oder Flohpulver oder der Schule herumärgern!

Wie sähe das aus, wenn Mark Flöhe einschleppte?

„Mark, jetzt hör auf, den Hund zu streicheln. Und nimm eins von den feuchten Tüchern aus meiner Tasche, bevor du die Wasserflasche anfasst.“

„Der ist so süß. Schau mal, wie er meine Hand leckt.“

„Mark, jetzt reicht ‘s.“

Wo bloß Sisyphos steckt? Er wollte doch mit dem Jungen schwimmen gehen. Warum brauchen Männer für so simple Dinge wie Nahrungsmittelbeschaffung die doppelte oder dreifache Zeit wie Frauen?

Marlis ärgert sich.

Sie ärgert sich, dass bei allem, was geschieht, bei der kleinsten Verzögerung, sofort in ihr ein Katastrophenprogramm anläuft: Flöhe, Läuse, Wanzen und jetzt: wo Sisyphos bleibt.

Es ist gefährlich mit dem Roller. Speziell in Indien.

Marlis schiebt die Gedanken zur Seite und legt ihre Energie in eine letzte Aufforderung an Mark.

„Mark, jetzt lass endlich den Hund in Ruhe.“ Und zum Hund: „Hau ab. Geh.“

Der Köter rappelt sich auf und kriecht zwei Sonnenbänke weiter unter eine andere Liege.

„Mama, du hast den Hund verjagt.“

Kann Sisyphos nicht einmal pünktlich sein? Er könnte mit Mark schwimmen und sie könnte sich mit der Frau auf der Liege nebenan über den Yogakurs unterhalten. Es gibt einiges zu besprechen.

Doch die Gedanken werden nicht weniger: Sisyphos ist verunglückt, Sisyphos hat einen Herzinfarkt, obwohl er dazu zu jung ist, aber die Sonne! Sisyphos hat einen Sonnenstich. Sisyphos ist überfallen worden.

Sisyphos ist ein erwachsener Mensch, das weiß sie, und doch setzen diese Fantasien manchmal schon nach wenigen Minuten ein.

Warum muss er auch so unvernünftig sein?

Das ist nicht nur hier, sondern auch in Zürich so: Er fährt mit dem Auto zu schnell, sie muss ihn vor den Blitzanlagen warnen – und hier ohne Helm, obwohl er mit dem Roller ja gar nicht zu schnell fahren kann.

Sie muss jetzt augenblicklich Mark loswerden, sonst wird es zu viel.

„Mark, magst du nicht mit den Zwillingen am Strand spielen?“

„Nein. Du hast den Hund verjagt.“

„Mark, schau mal, die Zwillinge sitzen dort an der Hütte und trinken etwas.“

„Die trinken Cola.“

Marlis kramt in ihrer Tasche und gibt Mark Geld.

„Dann kauf dir auch eine Cola – aber nur eine, du weißt, zu viel Süßes ist nicht gut.“

Mark greift den Hundert-Rupien-Schein: „Hmm, Cola, lecker. Danke, Mama.“ Und weg ist er.

Endlich kann Marlis mit ihrer Strandnachbarin reden.

Im Kurs sind sie zwölf Frauen und drei Männer. Zwei der Männer sind Langweiler, komische Althippies. Nicht dass sie gar nichts hätten, einer sieht sogar George Clooney ähnlich, aber der Hygienestandard ihrer Haare lässt zu wünschen übrig. Auch wie der eine schwitzt. Wie ein Tier. Natürlich sagt Transpiration nichts über die geistige oder seelische Entwicklung aus, und dennoch gibt es ein eindeutiges Zuviel.

Dann gibt es noch einen Mann im Kurs, aber der hat nur Augen für die Frau vor ihm auf der Yogamatte. Beide haben immer den gleichen Platz. Er exakt hinter dieser Frau, die nie einen BH trägt und deren T-Shirt immer beim Adho Mukha Svanasana, dem herabschauenden Hund, so verrutscht, dass er ihre Brüste sieht.

Die macht das absichtlich. Und der Mann scheint nur Augen für diese Brüste zu haben, auch wenn er zwischendurch immer wieder eine nach der anderen anflirtet.

Dass Männer so auf Titten stehen.

Und das ist ja kein enges, sondern es ist ein weites Shirt. Es ist ein ganz spezielles indisches Shirt. Ein Shirt, das beim Adho Mukha Svanasana nach oben rutschen soll, um zu zeigen, dass es auch ohne Body oder BH geht.

Dieses Spiel ist so unappetitlich.

Dann dieser Ort, die Yogaschule: Die Lehrerin ist sehr gut, aber die Matten, die sie dort haben! Die müssen Jahre alt sein.

Ob die Inder desinfizieren?

Die Frauen bestätigen sich, dass sie gar nicht wissen wollen, wer es innerhalb der letzten Jahre darauf getrieben hat, und versichern sich, dass sie sich gleich von Anfang an eigene Yogamatten gekauft haben.

Wie kommen sie überhaupt auf die Idee, dass nach Kursende es irgendjemand auf den Matten treiben könnte?

Ist es der Neid der Besitzlosen?

Aber was soll's, es gibt keinen Ort in der Welt, wo es so gute Yogalehrer gibt, auch wenn es ansonsten hier gar nichts gibt. Was nicht stimmt, denn es gibt jede Menge Ärger: Der Verkehr auf der Straße ist schlimmer als der Berufsverkehr in Zürich. Es stinkt und ist laut und dann verbrennen sie dieses Plastik überall oder sie werfen es hinter die Strandhütten, und das Meer ist ein stinkendes Meer, auch wenn es nicht wirklich stinkt, sondern nur so aussieht, als wenn es stinken müsste.

Ist das heiß! Und wo ist überhaupt Mark geblieben?

Außerdem ist Sisyphos wirklich überfällig.

Marlis entdeckt Mark mit den Zwillingen am Strand und Sisyphos schickt ihm eine SMS: „Wo bleibst du? LG M.“

Wie kann man bloß an so einem Ort Urlaub machen. Keine Animation oder Betreuung für die Kinder. Aber in einem Klub gibt es keine guten Yogalehrer.

Dann bestätigen sich beide Frauen, was für Urlaube sie sonst machen: Klub oder Fünfsternehotel, beste Betreuung, exquisites Essen – aber hier – hier gibt es eben das beste Yoga.

Außen herum, meine Güte, da muss man eben einmal die Augen zu machen. Überhaupt ist das der einzige Grund, dass sie hier sind, und es hat ja auch genügend Arbeit gekostet, ihre Männer davon zu überzeugen, diesen Urlaub zu machen.

Selbst die Sonne versinkt nicht im Meer, sondern meist ist es über dem Meer dunstig, sodass eine Viertelstunde bevor die Sonne im Meer versinken würde, der Dunst sie verschluckt.

Nie wieder Indien!

Dann der Verkehr – viel zu viele Inder – aufstrebende, arrogante Mittelklasse. Dabei soll hier einmal das Paradies gewesen sein. Straßenverkehr – alleine dieses Wort lässt in Marlis eine leichte Unruhe aufsteigen. Sisyphos ist noch nicht lange überfällig, vielleicht eine Stunde, dennoch könnte etwas passiert sein.

Marlis hasst diese Gedanken, sie hasst es, wenn sie sich Sorgen macht, und kann sich doch nicht gegen die Sorgen wehren. Wenn sie den Mund aufmacht und ihre Sorgen ausspricht, ärgert sie sich noch mehr, denn sie weiß, dass sie Sisyphos damit provoziert.

Was soll sie tun?

Sie ist nun einmal so: Sie macht sich Sorgen und es steigt in ihr auf – und ist es nicht so, dass Sisyphos zu viel Rotwein trinkt und sich zu wenig bewegt?

Hier gibt es keinen Rotwein, hier gibt es nur Gin Tonic oder Bier, aber auch hier hat er sofort einen Saufkumpan gefunden.

So sehr sich Marlis auch anstrengt, der Name von Sisyphos' neuem Freund will ihr nicht einfallen. Es ist einer dieser esoterischen Namen. Irgendetwas mit Prem Blabla. Prem, das weiß Marlis, heißt auf Sanskrit Herz.

Was heißt eigentlich Alkohol oder Suff auf Sanskrit?

Seltsam, Sisyphos kann sich sonst keine Namen merken und hat eine enorme Abneigung gegen ihre Spiritualität, aber den Namen von Prem Blabla, den hat er sofort behalten. Seither begrüßen sich die beiden, als ob sie alte Freunde wären. Dabei kennt er ihn doch erst seit einer Woche. Männer sind einfach gestrickt, kaum haben sie jemanden zum Saufen, sind sie glücklich.

Die Frau dieses Prem ist eine amerikanische Yogalehrerin, Marlis sieht sie ab und zu in ihrer Gruppe in Anjuna. Außerdem bietet sie selbst Kurse an.

Aber dort gehen Marlis und ihre Gesprächspartnerin nicht mehr hin, denn einmal, als sie dort waren, stand eben dieser Prem, Sisyphos' Saufkumpan, plötzlich in einem Tigertanga am Eingang zum Übungsraum und begrüßte die Besucherinnen.

Unmöglich. Vor allem, der geht doch auf fünfzig zu.

Außerdem erinnert sie die Frau an die Mitschülerin in Anjuna, die, die immer ohne BH kommt. Wobei es ja o.k. ist, keinen BH zu tragen, wenn man das kann, und es ist ja auch schön, solange die Schwerkraft nicht ihre Wirkung hinterlassen hat, aber die hat eben Brustwarzen, solche, dass sie unbedingt einen BH tragen sollte.

Die ist nicht zu beneiden.

Marlis lästert mit ihrer Verbündeten– und das beschränkt sich nicht auf diese eine Frau oder Prem Blabla oder die, die hier das Yoga anbietet, oder den einen oder anderen in der Yogaklasse. Sondern es geht weiter und endet in einer Art Selbstmitleid, über ihre Rollen als Mütter, Hausfrau und den Nebenerwerb und die Unfähigkeit von Männern. Und weiter: wie schwierig es ist, mit solchen Männern an einem indischen Strand und mit einem Yogakurs in Anjuna zu überleben.

Es ist so schön, nicht mit seinen Gefühlen alleine zu sein, sondern eine Schwester zu haben für all die Sachen, die Sisyphos überhaupt nicht versteht.

Dennoch steigt in Marlis, als der Mann ihrer Gesprächspartnerin herantritt, das Gefühl auf, dass jemand fehlt. Sisyphos fehlt, und zum ersten Mal wird es Marlis bewusst, dass mittlerweile zwei Stunden vergangen sind und Sisyphos jetzt wirklich überfällig ist.

Vielleicht hat er sich nach dem Einkauf im Apartment hingelegt und ist eingeschlafen. Das

sieht ganz nach Sisyphos aus: Kommt vom Einkaufen zurück und legt sich hin, obwohl er eigentlich mit Mark schwimmen gehen wollte. Vielleicht hat er auch seinen Saufkumpan getroffen und sie sitzen im Harmony und kippen ihren ersten Gin Tonic.

Dann könnte er wenigstens die SMS beantworten.

Marlis schreibt eine zweite, eine deutliche: „Mark wartet.“

Da auch jetzt innerhalb zehn Minuten keine Antwort kommt, ruft Marlis Sisyphos an, aber es meldet sich nur die Mobilbox.

Es könnte etwas passiert sein, denn eigentlich ist Sisyphos zuverlässig. Er könnte einen Unfall mit dem Roller gehabt haben oder etwas Ähnliches. Sisyphos könnte in eine Polizeikontrolle geraten sein. Sie hat ihm gesagt, er solle den internationalen Führerschein mitnehmen, was er nicht hat, und vielleicht ist er ja festgenommen worden und sitzt jetzt auf einem indischen Polizeirevier.

Eine Entführung hingegen schließt Marlis kategorisch aus, denn wer sollte Sisyphos entführen!

Ein Gedanke, der Marlis überhaupt nicht kommt, ist, dass Sisyphos weggelaufen oder geflüchtet ist und sie verlassen hat. Das gibt es nicht, und was es nicht gibt, kann nicht geschehen.

Es muss also etwas Schlimmes, mittlerweile etwas äußerst Schlimmes passiert sein. Sisyphos mag seine Ecken und Kanten haben, aber auf ihn ist Verlass. Wenn sie das nicht wüsste, hätte sie sicher nie ein Kind mit ihm und schon gar nicht hätte sie eine Hypothek unterschrieben. Er ist akkurat und manchmal korrekt wie ein Buchhalter, und das muss bedeuten, dass etwas passiert ist. Sie versucht ihn erneut über sein Mobiltelefon zu erreichen, aber wieder meldet sich nur die Mobilbox.

Sie schickt wieder eine SMS: „Lieber Sisyphos, bitte ruf mich dringend an. Kuss Marlis.“

Keine Antwort.

Es dauert noch eine Stunde bis zum Sonnenuntergang. Das Pärchen hat sich verabschiedet und die Mutter der Zwillinge hat Mark vom Strand zurückgebracht. Es ist Zeit zum Duschen und Umziehen, um sich dann, dem täglichen Ritual folgend, wieder am Strand zu treffen und den Sonnenuntergang zu beobachten.

Sisyphos ist drei Stunden überfällig.

In Marlis verdichten sich die Katastrophenszenarien, und auch Mark wird hungrig und quengelig. Noch einmal anrufen und dann, sich bloß nichts anmerken lassen, bloß niemanden

verrückt machen. Denn bei allen großen anzunehmenden Unfällen gibt es eine andere Marlis, die sich nicht lächerlich machen will über einen Mann, der im Apartment eingeschlafen ist.

Wie sie es hasst, die Kontrolle zu verlieren und hysterisch zu werden, aber jetzt wird sie es dennoch, denn das Apartment ist abgeschlossen. Der Schlüssel zum Apartment liegt im vereinbarten Versteck. Sisyphos ist nicht da, und auf dem Platz, an dem er normalerweise den Roller parkt, steht kein Roller.

Es muss etwas passiert sein. Eine wirkliche Katastrophe. Und Marlis denkt: Meine Güte, jetzt habe ich zwei Kinder. Aber zuerst muss ich mich um Sisyphos kümmern, auch wenn Mark Hunger hat und jammert und unbedingt die Pizza essen will, die Sisyphos ihm gegen meinen Willen versprochen hat.

In Marlis wird es schlimm.

Mark indes ist sicher, dass Sisyphos zurückkommt – er würde ihn nie verlassen.

„Der ist bestimmt mit dem Prem weg.“

„Quatsch. Dann hätte er angerufen.“

„Ruf doch den Prem an.“

Marlis hat keine Nummer von Sisyphos' Saufkumpan, daher nimmt sie den hungrigen Mark an die Hand und stapft durch das kleine Wäldchen in Richtung Supermarkt. Sie überquert eine Hauptstraße und steht vor dem Gebäude, in dem sich mehrere Geschäfte und ein Internetcafé befinden. Sie klappert sie alle ab und fragt nach Sisyphos, fragt nach einem Unfall, aber weder erinnert sich jemand an einen Unfall, noch erinnert sich jemand an Sisyphos.

Jetzt heißt es organisiert sein und die Kontrolle behalten: Marlis läuft in Richtung des großen Supermarktes, ungefähr eine halbe Stunde an der Straße entlang. Immer darauf achtend, dass Mark nicht in den Verkehr gerät oder entrückt stehen bleibt.

„Mama, eine Kuh. Mama, ein Elefant.“

Das sind indische Straßen, die haben keinen Bürgersteig, stattdessen eimergroße Löcher. Die haben auch keine Beleuchtung, sondern es ist dunkel und staubig. Das Licht der Autos blendet – und dieses dauernde Hupen! Als wenn jeder zeigen wollte: Ich hupe, also bin ich. Zwischen den Autos und dort, wo die Fußgänger laufen, schieben sich Roller und Motorräder hindurch. Rücksichtslos. Dann steht wieder eine Kuh mitten auf der Straße. Hupen.

Zwischendurch holt Marlis immer wieder ihr Mobiltelefon aus der Tasche und versucht Sisyphos zu erreichen.

Sie fragt Menschen, von denen sie glaubt, dass sie Englisch oder Deutsch sprechen könnten,

nach einem Unfall, aber niemand weiß etwas. Wieder eine SMS und wieder keine Antwort, und Mark, der mittlerweile schluchzt und seine Mutter für hysterisch und übergeschnappt hält.

Zurück zum Strand und dort suchen, ob sie jemanden kennt, aber die Menschen, die sie kennengelernt hat, sind nicht da. Von der Frau, mit der sie heute Nachmittag gesprochen hat, weiß sie, dass sie mit ihrem Mann zum Abendessen irgendwohin in einen anderen Ort gefahren ist. Sie kennt weder den Namen des Restaurants, noch hat sie einen Roller. Zurück zum Apartment und ihre Vermieterin suchen, aber auch die ist nicht da und Mark wird immer hungriger und quengeliger, während ihr jeglicher Appetit vergangen ist.

Wieder anrufen und wieder die Mobilbox. Wieder SMS.

Und dann: Dahin, wo sie nicht hin will, zu der Frau, die in der Nähe des Strandes Yoga anbietet. Der Frau von Sisyphos' Saufkumpan. Bestimmt liegen beide unter dem Tisch und tauschen sich über Stringtangas für Männer aus.

Doch auch dort ist das Licht aus, nur die indisch sprechende Haushälterin sitzt an einem kleinen Feuer im Vorgarten und kocht Wasser ab.

Alle scheinen weggefahren zu sein. Dann wird Marlis klar, dass es Samstag ist und Samstag ist Saturday Night Market. Der dümmste Tag, den sich Sisyphos für seinen schlechten Scherz aussuchen konnte.

Wieder die Gedanken: dass etwas Schreckliches passiert ist, und jetzt ist sie ganz sicher, dass etwas Dramatisches geschehen ist, dass sie die Dinge in der Hand nehmen muss.

Komischerweise verschwindet bei dem Gedanken, ab jetzt alles generalstabsmäßig planen zu müssen, die Hysterie schlagartig; nur so kann man einem Disaster begegnen.

Sie schleppt Mark zu einem Kiosk und kauft ihm eine Tüte Chips und Cola. Sich selbst kauft Marlis, obwohl sie vor vier Jahren mit dem Rauchen aufgehört hat, eine Packung Zigaretten und Streichhölzer.

Es scheint, als hätte ein anderer Teil die Steuerung in Marlis übernommen. Es ist aber nicht die wilde Gesellin, wie bei Sisyphos. Es ist ein kontrollierender Teil. Ein Teil, der das Leben in die Hand nehmen muss, denn vielleicht kommt Sisyphos nie mehr zurück, vielleicht ist er tot.

Unfälle in Indien enden oft furchtbar blutig.

Handeln ist gut – Handeln lenkt ab.

Marlis macht, was sie in Stresssituationen schon immer machte, sie schaltet in den aktiven, organisierenden Modus, und augenblicklich verschwinden die unnützen Gedanken und störenden Gefühle.

Es gibt etwas zu tun, egal, ob das Zürich oder Indien ist. Auch ist es unerheblich, ob es um Sisyphos' kranke Mutter, um Mark oder die Reparatur eines Geschirrspülers geht. Im aktiven Modus ist Frau auf sich gestellt, und das ist gut so, denn jeder, der Marlis reinreden würde, würde stören. Sie kommt gut allein zurecht. Meistens.

Etwas zu organisieren fühlt sich gut an. Es ist Marlis' Kindheitsprogramm: Die Mutter war häufig kränkelnd – nicht wirklich krank, sondern sie litt unter einem von den Ärzten nicht erklärbaren Zustand zwischen Melancholie und leichter Depression. Der schlug ihr auf den Magen und dann lag sie tagelang im Bett. Wenn Marlis daran denkt, wie sich ihre Mutter hat gehen lassen – da war nichts von sich zusammenreißen, so, wie sie es jetzt muss. Vielmehr hat ihre Mutter hemmungslos somatisiert, während ihr Vater, das Weichei, geschwiegen und sich zurückgezogen hat.

Aber es hat auch sein Gutes, früh gelernt zu haben, auf eigenen Beinen zu stehen und den Ton angeben zu können. Im Moment jedenfalls ist es äußerst hilfreich, denn jetzt muss Marlis handeln.

Das ist gut, dann kann sie nicht grübeln.

Es gilt eine Katastrophe zu managen, denn Sisyphos ist etwas zugestoßen, und sie ist die Einzige, die ihn retten kann. Konkret bedeutet das: Eine Vermisstenanzeige bei der Polizei, dann das Konsulat, dann die Kreditkarten von Sisyphos sperren, und es gibt ja noch Mark.

Die Zeit ist knapp; ohne zu duschen umziehen und kurz schminken.: ein leichtes Kleid, passender Pashimaschal und die Haare hinten zusammengebunden – dazu farblich abgestimmte Flipflops.

Es ist elementar, einen guten Eindruck zu hinterlassen. Egal in welcher Situation – und natürlich ist der erste der wichtigste Eindruck.

Wie sähe das denn aus, wenn man sich bei jeder Kleinigkeit vernachlässigen würde!

Das kann Marlis nicht passieren, dafür ist sie zu routiniert. Außerdem es braucht ja nicht viel. Ein wenig Lidschatten, eine Kleinigkeit auf die Lippen – und schon kann sie guten Gewissens, selbst nach einer gedankenschweren Nacht, zum Briefkasten gehen.

Mark kann bleiben, wie er ist, nur eine Jacke soll er mitnehmen, es kann kühl werden am Abend, und Marlis weiß nicht, wie lange es auf der Polizei dauert.

Für den Fall, dass Sisyphos doch noch auftauchen sollte, deponiert sie den Schlüssel im üblichen Versteck an der Dachrinne.

Marlis nimmt eines der vor dem gegenüberliegenden Hotel parkenden Taxis und versucht

dem Fahrer zu erklären, dass sie zu einer Polizeistation – Tourist Police – muss, zu einer Polizei, bei der man Englisch spricht oder noch besser Deutsch. Der Fahrer ist neugierig: Er will wissen, was los ist, aber Marlis ist nicht in der Laune zu erzählen, sondern fragt, ob es in der Nähe einen Unfall gab.

Unfälle gibt es täglich und man redet nicht darüber, weil es entweder nicht der Rede wert ist oder aber das Reden die Toten nicht mehr lebendig macht: „In India, traffic very dangerous.“

Marlis hat keine Lust zu plaudern, auch wenn der Taxifahrer geschwätzig seine Neugierde stillen möchte. Sie hat andere Probleme: Auf dem Rücksitz quengelt Mark, und in ihrem Kopf formuliert sie bereits die Sätze, die sie auf der Polizeistation sagen wird. Sie spielt das gesamte Gespräch durch, inklusive möglicher Rückfragen und ihrer Erklärungen. Es ist immer gut, vorbereitet zu sein.

So kann einem nichts entgleiten, man macht weniger Fehler.

Vielleicht kommt ihr die Taxifahrt wegen ihrer inneren Unruhe so lange vor. Es ist zwar nur ein Drittel der Strecke wie zum Flughafen, etwa eine halbe Stunde Fahrzeit, aber es ist Nacht und der Fahrer stellt dumme Fragen, der Gegenverkehr blendet, und dann diese halsbrecherischen Überholmanöver.

In Panjim hält der Fahrer hundert Meter abseits der Polizeistation. Es scheint, als wolle er mit dieser merkwürdig aufgedrehten aber schweigenden Frau, nichts zu tun haben. Vielleicht hat er aber auch nur seine Erfahrungen mit den Institutionen gemacht. Er will über die Wartezeit verhandeln, aber Marlis drückt ihm tausend Rupien in die Hand: „Just wait here.“

Sie hat ein Polizeirevier erwartet und ärgert sich schon wieder über sich selbst: Wie kann man in Indien an eine Station wie die der Zürcher Stadtpolizei denken!

Was sie vorfindet, ist ein umzäuntes zweistöckiges Gebäude, das an eine heruntergekommene Kaserne erinnert. Am Eingang in einem Wachhäuschen sitzt ein desinteressierter Polizist. Aber das kann Marlis nicht abschrecken – sie hat sich ihre Sätze zurechtgelegt.

Der Mann aber winkt sie einfach durch. Im Gebäude, an einer Art Empfang – ein Holztisch mit einem Telefon, einem Stuhl davor und einem riesigen Buch darauf – sitzt ein weiterer Polizist. Marlis spürt, dass sie in einem anderen Teil Indiens ist als am Strand oder in Anjuna. Der Ton ist gelangweilt, aber rauer.

Sisyphos' Saufkumpan pflegte zu sagen: „Die Inder sind wie Kinder.“

Hier trifft das nicht zu.

„Wie kann ich Ihnen helfen?“

„Mein Mann ist seit dem Nachmittag verschwunden.“

„Verschwunden?“

„Er wollte einkaufen und kam nicht wieder.“

„Einkaufen? Wo?“

„Candolim.“

„In welchem Hotel wohnen Sie?“

„Wir wohnen in keinem Hotel, wir haben ein Apartment von privat.“

„Privat.“ Der Polizist spricht es so aus, als sei privat zu wohnen verdächtig, dann schüttelt er den Kopf und telefoniert kurz.

„Die Pässe bitte.“

Marlis muss ihren Pass und Marks Kinderausweis zeigen, alle Daten werden in das Buch eingetragen, dann führt sie der Polizist in einen kleinen Raum und bedeutet ihr zu warten.

Mark findet die Umgebung spannend und Marlis hat Mühe, ihn ruhig zu halten – er fragt so viel und sie hat keine Antworten: etwa, wo dieser Fluss liegt, der auf einem vergilbten Druck des Fremdenverkehrsamtes zu sehen ist, oder was eine De-Tox-Klinik ist.

Das Warten nervt Marlis, und über ihre weggeschobenen Ängste schiebt sich Wut. Eine Empörung darüber, dass man sie warten zu lässt, sich nicht um sie kümmert.

Nach zehn Minuten, die Marlis endlos erscheinen, betritt ein nach seiner Kleidung zu urteilen höherstehender Polizist den Raum. Er setzt sich auf die andere Seite des Tisches und Marlis spürt, dass es ihn ärgert, in diesem Zimmer zu sitzen und nicht vor dem Fernseher oder mit seinen Kollegen oder wo auch immer.

Sie ahnt, dass dies keine übliche indische Plauderei wird: „First time in India“, „first time in Goa“ und so weiter – etwas in ihr weiß, dass sie nervt, mehr noch, dass sie unerwünscht ist.

„So. Ihr Mann ist verschwunden. Wann?“

„Heute Nachmittag, er wollte einkaufen und kam nicht mehr zurück.“

„Einkaufen?“

„Ja, mit dem Roller.“

„Wie lange sind Sie schon in Goa?“

„Zehn Tage.“

„Kann ich bitte Ihre Tickets sehen!“

Die Tickets. Daran hat Marlis nicht gedacht. Die Tickets liegen im Apartment. Aber was

haben die Tickets denn mit dem vermissten Sisyphos zu tun?

„Die Tickets liegen im Apartment.“

„Aber den Ausweis Ihres Mannes haben Sie dabei?“

Marlis wird ärgerlich.

„Den hat er bei sich, er ist doch mit dem Roller gefahren.“

„Das ist nicht selbstverständlich. Warum sollte er den Ausweis mitnehmen, wenn er nur zum Einkaufen fährt. Ich nehme meinen Ausweis nie zum Einkaufen mit.“

„Wo haben Sie den Roller gemietet?“

„In einem kleinen Laden, um die Ecke, wo wir wohnen.“

„Wie heißt der Laden?“

„Das weiß ich nicht. Eben einer dieser kleinen Läden. Worauf wollen Sie hinaus? Ich möchte meinen Mann vermisst melden.“

„Ganz ruhig. Nur dass Ihr Mann nicht vom Einkaufen zurückkommt, heißt ja nicht, dass er vermisst ist. Vielleicht ist er an einen anderen Strand gefahren. Vielleicht hat er einen Ausflug gemacht.“

„Aber ich habe versucht, ihn anzurufen. Viermal und SMS.“

„Vielleicht hat er sein Telefon ausgeschaltet, oder der Akku ist leer.“

Marlis hat das Gefühl, dass der Polizist sie auflaufen lässt.

Sie spürt einen Druck im unteren Bauchbereich, der sich auszudehnen beginnt. Sie kennt dieses Gefühl. Es ist das Gleiche, wie wenn ihr Vater früher ihre Mutter auflaufen ließ und wie er sie auflaufen ließ und wie Sisyphos sie auflaufen lässt.

Nicht ernst genommen zu werden macht Marlis wütend. Mehr noch, der Polizist scheint sie beruhigen zu wollen. Aber niemand auf dieser Welt muss Marlis beruhigen. Sie regt sich nämlich nicht auf, sondern macht sich berechtigte Sorgen. Auch muss niemand Marlis beschwichtigen, denn natürlich ist das Leben gefährlich und sie weiß nur zu genau, wie Sachen enden können.

Dieses ignorante Abwiegen ist zum Verzweifeln.

Marlis wird wütend, lässt sich aber nichts anmerken.

Immer höflich bleiben.

Sie spürt, wie sich ihre Muskeln anspannen und die Entrüstung ihren Bauch aufbläht, wie sie sich ausdehnen möchte. Wie ein Luftballon vor dem Platzen.

Marlis hat aber auch gelernt, sich zusammenzureißen und Ärger hinunterzuschlucken.

Genau das macht sie jetzt. Sie reißt sich zusammen und lächelt.

„Was glaubst du,“ wendet sich der Polizist an Mark, „was denkst du, wo dein Vater ist?“

Dass er jetzt Mark reinzieht, empört Marlis, und ihr wird klar, dass ihre Taktik des lächelnden In-sich-Hineinfressens sie nicht weiterbringt.

Sie wird direkt: „Nehmen Sie eine Anzeige auf oder nicht?“

Der Polizist sagt nichts, denn was soll sein: kein Bericht von einem Unfall mit einem Ausländer, kein Ertrunkener und kein Tiger aus dem Hinterland, der sich in Strandnähe gewagt hat. Nur Männer, die zu viel trinken, und Mädchen, die sich die falschen Drogen andrehen lassen.

„Ihr Mann wird auftauchen. Morgen.“

„Morgen?“

„Vielleicht ist er irgendwo hingefahren und dann ist es dunkel geworden. Das ist gefährlich auf den Straßen. Zu gefährlich für die Rückfahrt.“

„Es ist etwas passiert.“

„Sagen Sie mir, was passiert ist.“

„Ich weiß es nicht.“

„Gut, dann kommen Sie wieder, wenn Sie es wissen.“

„Nehmen Sie keine Anzeige auf?“

„Nein. Wieso.“

„Mein Mann ist weg.“

„Ich weiß, aber er wird auch wieder auftauchen.“ Und zu Mark: „Nicht wahr, dein Vater ist morgen wieder da.“

Mark nickt und Marlis könnte ihm dafür eine scheuern. Das hat sie noch nie, aber jetzt könnte sie es, und dass sie es nicht tut, liegt nur daran, dass der Polizist mittlerweile aufgestanden ist und signalisiert, dass er keine Lust mehr hat, sich mit dieser überdrehten Europäerin und ihrem entlaufenen Mann auseinanderzusetzen.

„Kommen Sie morgen wieder, wenn Ihr Mann bis dahin nicht aufgetaucht ist.“

„Nein.“

„Nein?“

„Ich möchte jetzt eine Anzeige aufgeben.“

„Gute Frau: Sie werden jetzt nach Hause fahren und schlafen.“

Nun dehnt sich der Ballon in Marlis Bauch aus, so will sie sich nicht abspeisen lassen. Sie wird

nicht laut, aber bestimmt, und dann sagt sie irgendetwas vom Konsulat. Mark muss ihre Veränderung gespürt haben, denn er beginnt zu weinen, was den Polizisten noch wütender macht. Aber da er spürt, dass Marlis nicht unverrichteter Dinge die Polizeistation verlassen wird, stapft er aus dem Raum, um wenige Minuten später mit dem Taxifahrer im Schlepptau wieder aufzutauchen.

„Sagen Sie dieser Frau, dass ich sie festnehmen werde, wenn sie nicht augenblicklich geht.“

Marlis versteht nicht, warum er den Fahrer mitgebracht hat. Zum Übersetzen sicherlich nicht, denn der spricht schlechter Englisch als der Polizist.

„Nehmen Sie augenblicklich diese Frau mit. Ich habe andere Dinge zu tun, als mich um vermisste Männer zu kümmern.“ Dann fügt er noch etwas auf Hindi hinzu und verlässt den Raum. Wahrscheinlich war es ein derber Fluch – nicht bestimmt für sensible weibliche Ohren.

Dem Taxifahrer bleibt nichts anderes übrig als auf Marlis einzureden, dass sie mitkommt und keinen weiteren Ärger macht. Sie versteht nur die Hälfte, aber sie spürt, dass es für den Fahrer zugleich dringlich und unangenehm sein muss. Kurz zögert sie, dann folgt sie ihm, der schweißnass, aber sichtlich erleichtert die Polizeistation verlässt. Der weinende Mark hängt dabei an ihrer Hand. Für ihn ist es schon lange zu viel.

Sie steigen in das Taxi. Kurz nach der Ortsausfahrt von Panjim reißt Marlis die Zigarettenpackung auf und zündet sich eine Zigarette an.

„No smoking. Madame.“

Marlis drückt die Zigarette auf dem Boden aus und wirft sie aus dem Fenster.

Nach etwa dreißig Sekunden realisiert sie aber, dass sie sich das nicht bieten lassen will, und faucht den Fahrer an, dass er an die Seite fahren soll. Der weiß nicht, wie ihm geschieht, als Marlis' Ball im Bauch platzt und sich diese hübsche blonde Frau binnen Sekunden in die rasende Göttin Kali verwandelt.

Er ist so überrascht von dieser Energie, dass er eine Vollbremsung macht.

Marlis ist nicht minder erschrocken. Nicht über den abrupten Stopp, vielmehr über sich selbst. Auch Mark wagt nichts mehr zu sagen, so hat er seine Mutter noch nie erlebt.

„Nur fünf Minuten.“

Marlis reißt die Tür auf und zündet sich neben dem Auto eine neue Zigarette an. Sie raucht langsam, und trotz der aufsteigenden leichten Übelkeit spürt sie, wie sich alles in ihr entspannt.

Als sie zurückkommt und wieder einsteigt, schluchzt Mark: „Papa kommt nicht mehr!“

Jetzt bricht auch Marlis' Kontrolle zusammen und ihr steigen Tränen auf. Sie schnauzt ein

letztes Mal den Fahrer an: „Nach Hause.“

Dann nimmt sie Mark in den Arm und beide weinen leise.

Sie hatte einen Plan, der ist gescheitert. Er ist jämmerlich zerbrochen, jetzt braucht es einen neuen. Sie muss sich wieder unter Kontrolle bringen, denn sonst könnte, wenn auch nur langsam, der Gedanke durchdringen, dass der Polizist vielleicht doch recht hat und Sisyphos morgen wieder auftauchen wird.

Solche Gedanken sind gefährlich, sie sind mit Fragen, Überlegungen und noch mehr Gefühlen verbunden; da ist es besser, innere Gewissheiten zu haben: Sisyphos geht nicht – Sisyphos ist tot.

Marlis ist die Zweitgeborene. Zu Hause versuchte sie sich durchzumuscheln und übernahm Verantwortung, für alles und jeden – vor allem aber für ihre Mutter. Ihre drei Jahre ältere Schwester hingegen rebellierte und flüchtete früh. Bereits mit sechzehn zog sie in eine Jugend-Wohngemeinschaft. Nicht freiwillig, sondern auf Druck eines Richters, der ihre Mutter kannte und daher Gnade vor Recht ergehen ließ. Es war nämlich kein Haschisch, es war Kokain.

Also übernahm Marlis die Rolle, die Familienehre zu retten und in die nächste Generation zu bringen. Eine musste den Eltern ja helfen, alles Unausgesprochene unter den Teppich zu kehren.

Während Marlis' Schwester später Sängerin in wechselnden Rockbands wurde, war für Marlis immer klar, dass sie den Beruf ihrer Mutter, Primarlehrerin, ergreifen würde. Später, als sie den ITler Sisyphos heiratete, war das für ihre Mutter eine Katastrophe. Man wählt keinen Mann, weil er so schön lächelt und zuvorkommend ist, da muss schon mehr dahinter sein. Außerdem hatte er einen deutschen Vater.

Mark kam nach vier Jahren Ehe zur Welt und wurde vor drei Monaten zehn Jahre alt. Er ist ein Raufbold, der seinem Vater nachschlägt. Wobei Sisyphos eigentlich kein Polterer ist. Marlis und Sisyphos hatten schon mehrmals den Gedanken, dass Mark ADHS habe, aber es ging immer wieder vorbei.

Sisyphos meint, das seien Wachstumsphasen, und solange er in der Schule nicht hängenbleibt oder etwas Wirkliches anstellt, ignorieren sie seine Eskapaden. Sisyphos mehr als Marlis, denn ihr Rahmen für Verhaltensauffälligkeit ist enger gesteckt.

Aus Marks Sicht verliert Mama oft die Nerven und macht mit ihrem Getue alle verrückt. In seinem tiefsten Inneren ist Mark überzeugt: Papa ist stark und würde ihn nie verlassen. Dennoch beginnt er jetzt zu zweifeln.

„Wann kommt Papa wieder?“

Aber noch bevor Marlis über eine kindgerechte Antwort nachdenken kann, klingelt ihr Mobiltelefon und sie sieht die Nummer ihrer Mutter.

Erst Mark, jetzt ihre Mutter! Und lauter Fragen, auf die sie keine Antworten hat. Marlis' Mutter hat noch nie im Urlaub angerufen, außerdem ist sie die Letzte, mit der sie jetzt sprechen möchte. Marlis drückt sie, nicht ohne Schuldgefühle, weg.

Sisyphos ist verschwunden.

Die Polizei will ihr nicht helfen.

Und jetzt ihre Mutter.

Langsam beginnt die Sache Marlis über den Kopf zu wachsen, und sie kommt nicht mehr um den Gedanken herum: Was ist, wenn der Polizist recht hat?

Männer lassen öfters hysterische Frauen mit ihren Kindern sitzen – aber Sisyphos?

Könnte sie sich irren?

Marlis muss sich hinlegen und kurz die Augen schließen. Sie muss einen klaren Gedanken finden, doch wie soll das funktionieren, wenn in ihrem Kopf ein Taifun tobt?

Ruhig atmen, so wie sie es im Yoga gelernt hat, und dann erst einmal Mark ins Bett bringen.

Der will natürlich bei ihr schlafen, aber das kann sie jetzt genauso wenig gebrauchen wie ihre Mutter.

Auf dem Balkon eine Zigarette rauchen.

Und dann?

Handeln. Abermals beruhigt sie der Gedanke.

Die Kreditkarten sperren.

Das geht einfach, denn hinten auf der Karte steht die Nummer des Card-Service und die Hotline ist rund um die Uhr besetzt. Marlis merkt, wie sie in der Warteschleife aggressiv wird – unkontrolliert aggressiv.

In einen entspannten Bauch atmen. Ruhig bleiben, nichts vergessen. Die Sicherheitsfragen genauestens beantworten und sich nichts anmerken lassen.

Nachdem Sisyphos' Karten gesperrt sind, ruft Marlis die Botschaft an, doch dort ist ein Anrufbeantworter.

Also noch einmal die Kreditkartenfirma.

Wieder die Warteschleife.

Sie fragt, ob es Abhebungen gab.

Nichts.

Man versichert ihr aber, dass man sie zurückrufen wird, sollte die Karte benutzt werden.

Marlis steckt sich noch eine Zigarette an.

Draußen vor dem Apartment kläffen Hunde. Indien – immer laut, viel zu laut – selbst nachts, und dann diese Stromausfälle. Jetzt drängt es aus ihr heraus, sie beginnt hemmungslos zu schluchzen. Sie weiß nicht worüber, aber es scheint, dass ihre Organisation, ihre Kontrolle, ihr Atmen an eine Grenze gekommen sind. Da hilft auch keine Zigarette mehr.

Sie legt sich aufs Bett, rollt sich zusammen und fällt in einen merkwürdigen Zustand zwischen Anspannung und Loslassen. Es ist kein Schlafen, es ist ein Vor-sich-Hindämmern. Immer wieder schreckt sie auf, nur um festzustellen, dass sie nicht schlafen kann, und dann fallen ihr doch wieder die Augen zu.

Ein Gefühl des Unabwendbaren beschleicht sie, so wie wenn man sie am nächsten Tag zur Hinrichtung führen würde.

Diese furchtbaren Krähen – kurz vor der Dämmerung.

Sie wecken Marlis, obwohl sie nicht wirklich geschlafen hat. Vielmehr hat sie noch die halbe Schachtel Zigaretten geraucht – immer wieder eine zwischendurch, und sich dann geärgert, dass kein Bier im Kühlschrank ist, obwohl ja normalerweise, wenn Sisyphos da ist, immer Bier im Kühlschrank ist. Sie hat Wasser getrunken und weiter geraucht und nicht mehr gewusst, was sie tun sollte, denn sie hat ja alle, die sie anrufen kann, angerufen.

Wenigstens ist Mark nachts um drei eingeschlafen und schläft noch immer.

Marlis macht einen Plan für den Tag: Telefonat mit der Botschaft, wieder zur Polizei. Sie nimmt sich vor, sich diesmal nicht abwimmeln zu lassen. Und dann das Unvermeidliche: Ihre Mutter zurückrufen.

Sie glaubt noch immer an einen Unfall, wenigstens will sie daran glauben. Es ist die einzige Möglichkeit, mit der sie ihr Bild aufrechterhalten kann: Sisyphos ist verlässlich, und wenn er jetzt käme – er könnte etwas von ihr hören.

Es ist gut, einen Tagesplan zu haben, das organisiert die Gedanken. Sie rasen dann nicht wie wildgewordene Billardkugeln durch den Kopf. Sie nickt noch einmal ein. Um zehn Uhr weckt Mark sie, indem er unter ihre Decke kriecht. Sie nimmt ihn in den Arm und spürt, dass seine Hose feucht ist.

Er hat ins Bett gemacht.

Unter normalen Umständen würde sie ihn augenblicklich unter die Dusche stellen und das Bett abziehen; nur im Moment hat sie keine Energie und es scheint auch, dass Mark keine Energie hat, sich zu schämen.

In Marlis beginnt es zu wackeln. Ihr wird klar, dass es nie wieder so sein wird, wie es war. Diese Erkenntnis ist unabhängig davon, ob Sisyphos tot ist, ob etwas Schreckliches passiert ist, oder ob er sie verlassen hat.

Was ihr klar wird, ist viel größer und geht über all das hinaus: Es gibt kein Zurück. Sie spürt, dass, auch wenn Sisyphos jetzt stockbetrunken nach Hause käme, es nie wieder wie früher sein wird.

Langsam tauchen andere Fragen auf: Ist Sisyphos vielleicht doch nicht so verlässlich?

War vielleicht doch nicht alles so gut?

Bisher schien Marlis die Vergangenheit unveränderlich, jetzt aber, mit dem, was geschehen ist, wird sie diese Vergangenheit neu bewerten müssen, und genau dies lässt ihre Gefühle wieder eine leicht hysterische Färbung annehmen.

Das Mobiltelefon klingelt, Marlis sieht eine Schweizer Nummer. In ihrem Kopf läuft das gesamte Programm ab: die Botschaft. Nein, die hätte eine indische Nummer - das eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten, die Kantonspolizei, wer auch immer.

Sie nimmt ab. Es ist das Kreditkartenunternehmen. Ein Mann teilt ihr sachlich mit, dass Sisyphos' Kreditkarten wieder freigeschaltet sind und dass dieser heute Morgen um 9:25 Uhr eine Abhebung vorgenommen hat. Von wo Sisyphos angerufen hat und wo die letzte Abhebung stattfand, sagt der Mann nicht.

Er sagt nur: „Beruhigen Sie sich, Ihr Mann scheint ja zu leben, sonst hätte er uns nicht anrufen können.“

„Und wenn ihm jemand eine Pistole an den Kopf gehalten hat?; vielleicht wurde er doch entführt, auch wenn sie dies selbst nicht glauben kann.

„Die Legitimation Ihres Mannes war einwandfrei und ganz sicher ohne irgendeine Fremdeinwirkung.“

Marlis fragt und bittet, aber der Mann wiegelt ab. Für ihn scheint sich es um eine Ehekrise zu handeln. Frau sperrt die Kreditkarten ihres Mannes, weil dieser vom Brötchenholen nicht zurückkommt.

Das hat sie sich selbst zuzuschreiben.

So etwas gehört nun wirklich nicht zum Geschäft von Kartenunternehmen. Wo kämen wir denn hin, wenn jeder einfach jedem die Kreditkarten sperren könnte!

Gestern, bei dem Polizisten, hat Marlis noch eine gewisse Wärme empfunden, selbst wenn er am Ende wütend war und sie spüren liess, wie sie nervte. Bei dem Mitarbeiter der Kreditkartenfirma registriert sie distanzierte Kälte. Ein peinliches Sich-nicht-einmischen-Wollen: diskrete, arschkalte Schweizer Höflichkeit.

Sisyphos lebt.

Das aber bedeutet, dass etwas Schlimmeres als jede vorstellbare Katastrophe geschehen ist – sonst wäre er hier und alles wäre gut. Marlis schaut, ob sie etwas auf ihrem Telefon übersehen hat. Aber da ist nichts – keine SMS von Sisyphos, kein Anrufversuch, nichts auf der Mobilbox.

Aus dem anfänglichen Wackeln ihrer Gewissheiten wird ein Erdbeben – gewaltig und durch nichts aufzuhalten, allerdings mit einer verminderten Geschwindigkeit. Das Denken verliert an Fahrt. Es ist, wie wenn Sahne nach dem Schlagen dick wird.

Mark ist wach geworden und fragt, ob Papa wieder da ist.

„Nein. Und ich weiß auch nicht, wo er steckt“, antwortet Marlis aggressiv, denn auszusprechen, dass Papa weggelaufen ist, getraut sie sich noch nicht.

So gut, wie sie immer dachte, kann es allerdings auch nicht gewesen sein, wenn einer plötzlich wegläuft. Sie fragt sich, was sie überhaupt über Sisyphos weiß.

Anscheinend wenig. Viel zu wenig.

Marlis starrt aus dem Fenster.

Ihr schön durchstrukturierter Entwurf des Tages hat sich aufgelöst, und was jetzt ansteht, lässt sich nicht planen. Sie wird mit Mark reden müssen. Sie wird ihm sagen müssen, dass Papa wahrscheinlich so schnell nicht wieder kommt.

Auch wird sie ihre Mutter anrufen müssen, denn sie weiß, dass die nicht locker lässt. Das Sorgenprogramm ihrer Mutter ist nämlich noch umfangreicher als ihr eigenes.

An den Strand kann Marlis ebenfalls nicht gehen – sie könnte jemanden treffen, der Fragen stellen würde. Fragen, auf die sie keine Antworten hat.

Was soll sie mit ihrem Yogakurs machen – dem einzigen Grund, warum sie hier ist?

Sie kann doch nicht sagen, dass ihr Mann weggelaufen ist.

Ein Unfall wäre tragisch, aber weit weniger kompliziert als diese Situation.

Natürlich haben sie gestern über Männer gelästert, aber es war doch nur Lästern, und außerdem kam Sisyphos bloß am Rand vor. Das ist doch kein Grund wegzulaufen. Aber dann fällt ihr ein, dass Sisyphos zu diesem Zeitpunkt ja schon weg war.

Sein Verschwinden muss andere Ursachen haben.

Marlis kann keinen Gedanken fassen, alles entgleitet ihr. Sie kann nichts frühstücken – sie mag sich nicht einmal einen Kaffee machen. Sie muss raus hier, aber irgendwohin, wo sie niemanden kennt.

Sie fährt mit Mark in den nächsten Ort, in ein Restaurant. Der Junge muss doch etwas essen, und so bekommt Mark die Pizza, die ihm am gestrigen Abend entgangen ist.

Ewig kann sie sich nicht verstecken und allen aus dem Weg gehen, schon wegen Mark geht das nicht.

Marlis denkt, wenn es nur möglich wäre, mit Sisyphos zu reden, wenn es eine Kommunikation gäbe, einen Draht, sie würde ihm diese Laune ausreden. Sie würde ihn überzeugen, dass Weglaufen, eine Flucht, keine Lösung ist. Wenn er nur antworten würde.

Warum ist er überhaupt weg?

Aber anstatt sich auf die Suche nach Antworten zu machen, stachelt diese Frage den anderen Teil in Marlis an.

Die aggressive, die mürrische Marlis, die, die sich den Urlaub nicht vermiesen lassen will. Die Entscheiderin, die sich nicht kleinkriegen lässt, schon gar nicht von Sisyphos. Und diese Marlis beschließt, dass sie nicht vor dem geplanten Termin zurückfliegen wird, außerdem sind es nur noch vier Tage.

Könnte sie den Flug überhaupt umbuchen?

Aber was macht sie sich schon wieder Gedanken über andere?

Sie wird pünktlich am Flughafen sein. Sisyphos – der muss sich selbst kümmern, oder sein Flug wird verfallen. Sie hat jetzt anderes zu tun. Wer abhaut, der kann auch für seinen Heimflug sorgen.

Noch heute wird sie für Mark eine Vormittagsbetreuung organisieren, sie wird für die Fahrten nach Anjuna einen guten Deal mit einem Taxifahrer machen und morgen wird sie wieder in ihrem Yogakurs sein.

Sie wird keine Fragen beantworten, auch nicht die ihrer Mutter. Scherben gehören weggeräumt, dann wird gefegt und es beginnt etwas Neues. Überhaupt: Ihr Leben geht die anderen nichts an.

Marlis wird eine Rolle spielen, sie wird die Rolle der Starken spielen, der Macherin, sie wird genau die Rolle spielen, die sie kennt. Hinter den Kulissen, und das spürt Marlis, wird diese Rolle sie diesmal allerdings in die Knie zwingen. Etwas in ihr ahnt, dass sie in nächster Zeit keine Nachricht von Sisyphos erhalten wird.

Auch ihrer Mutter wird sie nicht sagen, dass Sisyphos weg ist, obwohl sie genau weiß, dass die, allein aus dem Unterton ihrer Stimme, hören wird, dass etwas nicht stimmt. Etwas, das schrecklicher ist, als Sisyphos zu Grabe zu tragen.

Und dann ist da noch Mark. Anscheinend ist er der Einzige, der etwas fühlt.

Innerlich trauert er, nach außen ist er aggressiv. Er hat Sand nach einem Hund geworfen und einem unbekanntem Kind im Vorbeigehen ein Bein gestellt. Seine Wut ist unkontrolliert, sie hat keine Richtung, denn er beherrscht die Abwehrmechanismen der Erwachsenen, Planung und Kontrolle, nicht.

Ihm fehlt sein Vater, aber mehr noch fehlt Mark, dass Mutter und Vater füreinander und für ihn da sind.

Aber auch Marlis' Beherrschung hat eine Grenze, und trotz beharrlichster Kontrolle steigen Zweifel auf.

War ihre Welt, wie sie schien?

Hat Sie nicht zu lange geglaubt, was sie glauben wollte, und sich hinter Konventionen und Bildern einer guten Ehe versteckt?

Hat sie nicht schon lange vor der Heirat ihre Identität, sich selbst, aufgegeben?

Wichtige Fragen, und dennoch müssen sie warten, denn Marlis entscheidet sich, standhaft zu bleiben und sich keineswegs von Sisyphos' unüberlegter Aktion zu eigenen unüberlegten Handlungen verleiten zu lassen.

Sisyphos seinerseits weiß, dass er ein Feigling ist. Dieses zermürbende Gefühl verschwindet auch nach der vierten Büchse Bier nicht, die er in seinem schäbigen Zimmer trinkt.

Er ist ein Jammerlappen.

Er hätte noch mehr saufen können, das wiederum würde aber nur den Katzenjammer am nächsten Morgen verstärken. Er vermisst den Ventilator und das Moskitonetz und auch der tropfende Hahn geht ihm auf die Nerven. Sisyphos schwitzt, wälzt sich im Bett und hat

aufgegeben, sich mit Onanieren zu beruhigen.

Selbst das hilft nicht mehr.

Sein rastloser Verstand sucht nach Lösungen, die ihn aus seinem selbsterschaffenen Dilemma befreien könnten. Aber was ihm auch einfällt, er verwirft es umgehend, denn entweder würde es zurück zu Marlis führen oder aber eine Heimkehr kategorisch und für immer ausschließen.

Er sitzt in der Zwickmühle und fühlt sich wie ein Boxer, der seinen Gegner umklammert, um nicht kämpfen zu müssen: Er vermeidet den Schlagabtausch, weil die Angst zuzuschlagen sich mit der Furcht einzustecken die Waage hält.

Sisyphos ist im Entweder-oder gefangen. Und je kräftiger der Schraubstock seiner Gedanken zupackt, umso mehr verliert er aus den Augen, dass es auch ein Sowohl-als-auch geben könnte. Dass es möglich wäre, zu seiner Familie zurückkehren und dennoch seine neu gewonnene Freiheit zu behalten.

Der bequeme Sisyphos kann dieses Sowohl-als-auch tatsächlich nicht sehen, denn es setzt einen anderen, einen mutigen Sisyphos voraus. Einen, der in den Ring steigt und sich keinem Kampf verweigert. Einen Sisyphos, der bereit ist, sich verletzen zu lassen und sich Narben zuzuziehen. Einen Sisyphos, der echte Verantwortung übernimmt: Nicht für andere, das kann auch der alte Sisyphos, sondern für sich selbst.

Im Moment jedoch regiert die Angst, und Sisyphos fürchtet nichts mehr als die Folgen seines Drucks auf die Reset-Taste. Er kann sich nicht stellen. Noch nicht. Er weiß, dass der erste Punch seines unsichtbaren Angreifers ihn gnadenlos niederstrecken würde. Tief im Morast seines Unbewussten ahnt Sisyphos nämlich, dass sein Gegenspieler weder Marlis noch Heinrich noch seine Mutter oder wer auch immer außerhalb von ihm ist. Der Feind sitzt in ihm, und er spürt intuitiv: Nur wenn er sich diesem Dämon stellt, wird er seinen Frieden finden.

Was auch immer das ist.

Davon ist Sisyphos im Moment weit entfernt, vielmehr ist er der Mann am Draht und hängt an einer Fernsteuerung, an welcher die Knöpfe für links und rechts fehlen. Es gibt nur vorwärts und rückwärts. Und direkt vor und hinter ihm scheinen unüberwindbare Hindernisse jede Bewegung zu verhindern.

Weit nach Mitternacht fällt Sisyphos in einen unruhigen Schlaf und hat einen Albtraum.

Es geht um nicht mehr und nicht weniger als die Rettung der Welt. Er muss einen Mann, der die Lösung hat, in einer fremden Stadt treffen, und damit er dorthin kommen kann, hat man ihn einem Flugtraining unterzogen.

Es ist ein Wahnsinnsgefühl, zu fliegen und die Welt von oben zu sehen. Selbst zu fliegen, ohne Hilfsmittel. Allerdings hat er wohl nicht genug gelernt, denn plötzlich stürzt er ab.

Es kommt zu keinem Aufprall, sondern das Bild wechselt und er befindet sich in einem Fahrstuhl, welcher nicht auf und ab, sondern seitwärts fährt.

Plötzlich bleibt er stecken, und das Haus zu beginnt schwanken. Bedrohlich. Dann stürzt der Fahrstuhl in rasender Geschwindigkeit ins Bodenlose.

Da ist Heinrich.

Er schaut von oben in den Aufzugschacht, und Sisyphos ist ein kleiner Junge und hat Angst. Als er nach seinem Vater rufen will, bekommt er kein Wort heraus, auch der Fahrstuhl ist mittlerweile verschwunden.

Sisyphos rast im freien Fall in die Tiefe.

Schweißgebadet und ohne Orientierung wacht er auf.

Es ist dunkel, und zuerst denkt er, dass er zu Hause in Zürich sei. Aber schnell wird das Bild schwächer und von etwas Fremdländischem überlagert.

Indien. Goa.

Wo genau ist er?

Sisyphos schaut sich um und erkennt, dass er sich nicht im Apartment bei Marlis und Mark befindet. Noch etwas wacher realisiert er, dass er in einem dreckigen Kabuff in Arambol liegt, weil er gestern, aus für ihn in diesem Moment unerfindlichen Gründen, aus seiner Ehe geflüchtet ist.

Es ist das erste Mal, dass er, zwar noch schlaftrunken, aber bewusst, realisiert, dass er ausgebrochen ist und einen Teil seines Lebens hinter sich gelassen hat. Er erschrickt maßlos und hofft, dass er sich in einem Klartraum befindet; dass er luzide träumt.

In wenigen Sekunden wird er in Zürich neben Marlis aufwachen und alles ist wie immer.

Aber Sisyphos wacht nicht auf, denn das ist kein Traum und es ist keine Vorstellung, wie der Tsunami.

Es scheint Realität: Sisyphos hat seine Familie verlassen und ist auf der Flucht.

Doch was ist der Unterschied zwischen einem Traum und der Realität?

Als Kind hatte Sisyphos öfters das Gefühl, nicht in der realen Welt zu leben. Er empfand seine Umgebung als künstlich und sich selbst als ein menschliches Versuchskaninchen in einem Labyrinth. Er erwartete, dass plötzlich die Tür aufgehen, der Versuchsleiter hereinkommen und ihn aufklären oder das Experiment abgebrochen würde. Doch nichts geschah. Weder erwachte

Sisyphos aus einem Traum noch wurde ihm der vermeintliche Irrgarten erklärt.

Vielmehr musste er sich damit abfinden, hinter einem merkwürdigen und scheinbar undurchdringlichen Schleier zu leben. Den spürt er jetzt wieder.

Könnte es nicht sein, dass all dies hier eine gut kaschierte Versuchsanordnung ist und Marlis, Mark, seine Arbeitskollegen und alles um ihn herum nur variable Parameter sind, um seine Reaktion auf die Umgebung unter verschiedenen Umständen zu testen?

Sisyphos eine Laborratte?

Energisch schiebt er den Gedanken zur Seite. Dennoch bleibt das Gefühl einer leichten Trübung, die den Blick auf das Eigentliche versperrt, hartnäckig bestehen.

Hinzu kommt eine belegte Zunge, und je mehr seine Sinne zurückkehren, umso übler fühlt er sich: Er riecht unangenehm und hat gleichwohl keine Lust zu duschen. Zu mühsam. Außerdem hat er nichts zum Wechseln.

Der Strand vor der Hütte ist grau, eintönig und übersät mit den Resten der Feuer vom Abend, PET-Flaschen, Kippen, Müll.

Selbst das Meer hat sich zurückgezogen. Es plätschert lustlos, und über allem liegt ein leichter, aber hartnäckiger Dunst, den selbst eine gnadenlose Sonne nicht wegbrennen wird.

Wie ein Strandkötter in fremdem Revier schleicht Sisyphos über den Sand, bevor er in die Hauptstraße einbiegt. Er geht an geschlossenen Läden und Bars vorbei und findet einen Bankomaten.

Er wollte Geld holen, aber erhält die Meldung, dass seine Karte nicht akzeptiert wird und er sich mit seiner Bank in Verbindung setzen soll.

Was hat Sisyphos erwartet?

Dass er einfach verschwindet und Marlis das als selbstverständlich hinnimmt?

Sisyphos flucht.

Er will eine Zahnbürste und Rasierzeug, er braucht Unterwäsche und Duschgel.

Er ruft den Kartenservice an, und es gibt ihm einen Stich, als er erfährt, dass Marlis die Karten hat vorübergehend blockieren lassen. Sisyphos muss sich mit Kennwörtern und Fragen identifizieren, bis man ihm versichert, dass er wieder Geld abheben kann. Schließlich läuft die Karte auf seinen Namen, selbst wenn es Partnerkarten sind.

Mit der Ermahnung des Mitarbeiters, sich bei seiner Frau zu melden, endet das Gespräch.

Aber was sollte er Marlis sagen, wenn er anrufen würde?

Ich komme zurück?

Ich hab dich verlassen?

Er hat doch selbst keine Ahnung, was er will.

Er kann nicht anrufen, es geht nicht. Noch nicht.

Mit dem Aufstehen hat Sisyphos gehofft, den Entscheidungsdruck der Entweder-oder-Zwingen hinter sich gelassen zu haben. Aber er hat sich getäuscht, denn jede Ermahnung von außen erhöht den inneren Druck. Die Sache mit den Kreditkarten hat die Bolzen mächtig angezogen und neben einer ordentlichen Portion Wut bei Sisyphos auch für feuchte Hände gesorgt.

Er ist unruhig, streift ziellos hin und her und fühlt sich wie ein Raubtier, das seinem Käfig entkommen ist, aber nie gelernt hat, zu jagen oder sich anderweitig zu ernähren.

Außerdem steht er mit Shopping auf Kriegsfuß.

Er hasst, wie ihn Marlis über Märkte zieht und sich nicht entscheiden kann. Er hasst, wie er mit genervtem Blick hinter ihr herläuft. Er hat beobachtet, dass beim Shoppen alle Männer hinter ihren Frauen her trotten, und er fragt sich, warum sich die Männer nicht zusammentun und ein Bier trinken, während ihre Frauen Eindrücke und überflüssige Gegenstände sammeln.

Aber darüber reden Männer selbst mit ihren besten Freunden nicht, stattdessen tauschen sie in Einkaufszentren solidarisch mitleidige Blicke aus.

Außerdem wollen die Frauen die Männer dabei haben. Wahrscheinlich um ihre Beute zu präsentieren, so wie eine Katze tote Mäuse anschleppt.

Sisyphos will nicht shoppen, er will etwas besorgen: Unterhosen, T-Shirt, Badehose, Zahnpasta.

Die Läden bieten nahezu alles: Chillums, selbstgebrannte CDs und DVDs, Kleider für Frauen – aber keine Unterwäsche für Sisyphos.

Unterwäsche kauft man in Indien auf dem Markt.

Außerdem hat er einen neuen Begleiter: sein schlechtes Gewissen. Bei jedem Shop, den Sisyphos betritt und der Kleider oder Schmuck anbietet, denkt er an Marlis. Es sind keine angenehmen Erinnerungen, aber es sind Rückblicke, welche die Nieten seines sittlichen Bewusstseins endgültig zum Platzen bringen könnten.

Jedem, Freund oder Fremden, der ihm seine Geschichte erzählte, würde Sisyphos nämlich gehörig den Kopf waschen. Er wäre empört über solch Unverfrorenheit.

Nach über einer Stunde hat Sisyphos immer noch keine Unterwäsche. Stattdessen kauft er drei

unmodische, aber praktische indische Badehosen.

Das Feilschen und die Schlepper gehen ihm auf die Nerven. Überhaupt stört ihn im Moment alles: die Sonne, andere Menschen und seine ihn langsam zermürbenden inneren Geschworenen.

Die sitzen ihm nämlich, trotz eines ausgiebigen Frühstücks in einer Strandbar zunehmend im Nacken. Da hilft kein Kaffee. Da hilft nicht einmal, vormittags an Bier zu denken.

Sein Telefon hat Sisyphos nach dem Anruf beim Kartenunternehmen sofort wieder ausgeschaltet, und jetzt hat er ungemeine Angst, es einzuschalten. Noch immer fürchtet er Marlis' Anrufe. Auf die Idee, dass Marlis realisiert hat, dass er weggelaufen ist, und dass sie im Moment andere Dinge zu tun hat, als ihrem flüchtigen Ehemann hinterher zu telefonieren, kommt Sisyphos nicht.

Auch hat er noch nicht geduscht, denn der Gedanke, zurück in sein schäbiges Zimmer zu gehen und alleine und ohne Ablenkung an die Decke zu starren, macht ihm Angst.

Da ist es besser, in einer Strandbar zu sitzen und die Zeit mit Kaffeetrinken, Vor-sich-Hinstarren und Sonnenbrillenputzen herumzubekommen.

Mit seinen billigen Einkaufstüten, verschwitzt, unrasiert und übermüdet sieht er einem in Indien hängengebliebenen Dauerkiffer nicht unähnlich. Ein Bild, für das sich Sisyphos in Zürich schämen würde. Im Moment jedoch lebt er es gänzlich ungeniert.

„Hey, kommst du auch aus Deutschland?“

„Schweiz.“

Der Typ muss schon länger in seiner Nähe gesessen haben, aber Sisyphos nimmt ihn erst jetzt bewusst wahr. Von der Sonne gebleichte Haare, Dreitagebart und der übliche Goa-Hippie-Look. Verglichen mit ihm sieht er strandmäßig attraktiv aus. In Kalifornien könnte er Surfer sein oder Keeper in einer Bar, in der die Frauen nicht nur an ihren Drinks nippen, sondern auch an seinem Lächeln kleben.

„Du siehst richtig Scheiße aus.“

„Danke.“

Mit einer Geste fragt der andere, ob er sich an Sisyphos Tisch setzen kann, und als dieser nickt, streckt er ihm die Hand entgegen.

„Shiva.“

„Sisyphos.“

„Heilige Scheiße, wer hat dir denn den Namen gegeben? Das ist doch dieser Typ, der einen

Stein den Berg hochrollt, und fast ist er oben, da rutscht er ab und der Stein kullert wieder runter?“

„Ist Marmor, aber dein Name ist auch nicht besser. Shiva wie der Kartenleger im Schweizer Fernsehen. Kennst du den – Mike Shiva?“

„Nie von ihm gehört, aber ich hab auch keinen Fernseher.“

„Was heißt Shiva eigentlich?“

„Schöpfer und Zerstörer. Ist ein indischer Gott.“

„Und was erschaffst du?“

„Freude.“

„Davon kannst du leben?“

„Klar. Das Schicksal meint es gut mir. Du musst vertrauen, dann kommt alles zu dir, was du brauchst.“

„Zu mir ist noch nichts gekommen.“

„Mein Name kam zum Beispiel zu mir. Ich schlag eine Zeitung auf und da ist ein Bild von Shiva. Eines dieser indischen Comic-Götter-Bilder. Es springt mich an und da wusste ich, das ist mein Name. Wie bist du zu Sisyphos gekommen? Echt bescheuerter Name.“

„Ein Spitzname von Kollegen.“

„Ohne Bedeutung?“

„Nicht, dass ich wüsste.“

„Bist du schon lange hier?“

„Seit gestern.“

Sisyphos weiß nicht, was er von Shiva halten soll, und zieht sich, wie immer, wenn er unsicher ist, in Schweigen zurück. Aber Shiva ist nicht Marlis und gibt nicht so schnell auf.

„Du bist nicht gerade gesprächig.“

„Hey. Ich bin gestern von Candolim gekommen. Ich wohne in einem ziemlichen Loch und heute Morgen war auch noch meine Kreditkarte gesperrt. Das war zwar nur ein Fehler und jetzt ist alles wieder in Ordnung, aber ich habe seit gestern nicht geduscht, keine Zähne geputzt.“

„Man sieht ‘s.“

Sisyphos merkt, dass Shiva nicht locker lassen wird, und das ärgert ihn. Auf der anderen Seite ist er froh, einen Gesprächspartner zu haben, auch wenn er Shiva nicht einordnen kann.

„Du hast dir den Namen also selber gegeben?“

„Ja. Davor hieß ich Dhyān. Der Name kam von Osho. Und davor Peter. Der kam von meiner Mutter.“

Als Shiva merkt, dass der Name Osho ein fragendes Gesicht auslöst, ergänzt er: „Bhagwan Shree Rajneesh. Der Sex-Guru aus Poona. Hast du bestimmt schon gehört. Der genialste Erleuchtete des letzten Jahrhunderts. Dhyān heißt übrigens Meditation, aber irgendwann hat der Name nicht mehr gepasst, also hab ich mich für Shiva entschieden.“

„Lebst du in Indien?“

„Um Himmels willen. Man kann doch nicht in Indien leben. Indien ist gut für die Seele, aber Scheiße für den Körper. Schau dich doch an.“

„Das ist eine Ausnahme. Weißt du, ich war mit einem Pärchen in Urlaub und in der letzten Woche hat es richtig gekracht. Sie hat ihm so was von die Hölle heißgemacht.“

„Ein Freund von dir?“

„Guter Bekannter. Jedenfalls hat er es nicht mehr ausgehalten und ist für zwei Tage weg. Da hat sie an mir geklebt. Das ganze Programm: von ‚Ich bin an allem schuld‘, bis ‚Hol ihn zurück‘. Dabei wusste ich gar nicht, wo der Typ hin ist. Jedenfalls taucht der am dritten Tag wieder auf und die machen auf Versöhnung. Dann fing es wieder von vorne an. Da musste ich weg.“

„So schlimm?“

„Ja, sie hat an allem was zu aussetzen, dabei ist er nur wegen ihrem dämlichen Yoga mit hierhergekommen. Aber nichts passt: Das Meer ist dreckig, das Essen passt ihr nicht, eben alles.“

„Na gut, wenn du das erste Mal hier bist, kann das schon heftig sein. Du bist alleine hier?“

„Ja“, lügt Sisyphos, „das erste Mal hier, das erste Mal in Indien und jetzt alleine.“ Er lacht und fügt hinzu: „Na, jedenfalls ist das Drama zu Ende, ich hab sowieso nicht verstanden, warum der das solange mitmacht.“

„Vielleicht ist er abhängig? Vielleicht liebt er sie? Die Leute reden sich allerlei ein.“

„Und du? Bist du alleine hier?“

„Alleine schon, aber nicht einsam. Tagsüber spiel ich mit den Jungs“, er zeigt mit Kopf auf die Beachvolleyballspieler, „und nachts mit den Mädchen.“

Während er das sagt, schaut Shiva mit einem mitleidigen Blick auf Sisyphos.

„Täte dir auch gut, dich ein wenig mehr zu öffnen. Natürlich erst, nachdem du dir den Sack rasiert hast.“

Er lacht, und Sisyphos fragt sich, was für ein komischer Typ das ist. Aber Sisyphos ist auch neugierig, also legt er nach.

„Dieser Bekannte, der da abgehauen ist. Ich hab ihn zwar verstanden, aber irgendwie war es doch verantwortungslos. Ich meine, seine Freundin ist tausend Tode gestorben.“

„Also gestorben ist sie ja wohl nicht, außerdem ist jeder für sein Leiden selbst verantwortlich. Man kann sein Schicksal annehmen, dann hört der Krampf auf, oder man kann dagegen kämpfen. Ich meine, seine Freundin hat wohl gekämpft. Aber was machst du dir darüber überhaupt noch Gedanken? Gestern ist gestern und heute ist jetzt.“

Shivas Welt ist so einfach, denkt Sisyphos. Der nimmt die Dinge nicht so ernst: tagsüber mit den Jungs und nachts mit den Mädels. So simpel ist das – zumindest scheint es so. Aber eines interessiert Sisyphos schon: „Hast du Kinder?“

„Ja, einen 17-jährigen Sohn, aber der lebt bei seiner Mutter. Ein tantrischer Unfall – naja, vielleicht auch Glücksfall.“

„Siehst du ihn ab und zu?“

„Nicht oft, die leben in einer Kommune bei Berlin.“

„Und vermisst du ihn?“

„Was heißt vermissen – seine Seele geht seine und meine geht meine Wege. Es gibt keinen persönlichen Handelnden, das ist alles nur Einbildung. Aber da kommst du auch noch drauf. Oder erklär mir doch mal, wie und warum du gerade jetzt hierher kommst.“

„Mit dem Roller aus Candolim.“

„Aber warum gerade jetzt?“

„Ich weiß nicht.“

„Du hattest einen Impuls, ganz sicher. Woher kommt der Impuls?“

„Aus meinen Gedanken oder was weiß ich.“

„Aber woher kommen deine Gedanken?“

„Aus meinem Gehirn.“

„Wie kommen sie da rein?“

Jetzt ist Sisyphos mit seinem Latein am Ende. Solche Gedanken haben ihn früher interessiert, aber Philosophie, die hat er mit der Matura, zumindest vorübergehend, abgelegt und sich lieber auf handfeste Dinge konzentriert. Sachen, mit denen man Geld verdienen und eine Familie ernähren kann.

Aber Shiva redet weiter: „Ich will dir's erklären. Die Gedanken, also alles, kommt aus der Quelle. Wir sind nur Biocomputer, die das umsetzen. Wie Hardware und Software.“

„Und wer hat die Software geschrieben?“

„Gott.“

„Gott? Du meinst, Gott ist ein Programmierer? Und wir sind in der Matrix? Achtung, da kommt eine schwarze Katze. Déjà-vu.“

„So ungefähr. Mach dich nur lustig.“

„Ich mach mich nicht über dich lustig. Ich finde nur den Gedanken merkwürdig. Aber mal angenommen, da gibt es tatsächlich so etwas wie die Matrix: Gibt es dann auch etwas außerhalb davon? Menschen, die nicht in der Matrix leben? Und überhaupt, was ist mit Agent Smith?“

„Und wie du dich lustig machst. Aber: Ich will dir sagen, wieso du hier bist. Du bist hier, weil du etwas weißt. Etwas, das du nicht erklären kannst. Aber du fühlst es. Du fühlst es schon dein ganzes Leben lang, dass mit der Welt etwas nicht stimmt. Du weißt nicht was, aber es ist da. Wie ein Splitter in deinem Kopf, der dich verrückt macht. Dieses Gefühl hat dich zu mir geführt.““

„Woww. Das war richtig gut.“

„Aber leider nicht von mir. Ist von Morpheus aus Matrix eins. Ich fand es so genial, dass ich es auswendig gelernt hab. Beeindruckt immer.“

„Du sammelst Komplimente?“

„Sehe ich aus, als wenn ich das nötig hätte? Außerdem ist es ohnehin egal, ob man es Matrix nennt oder Schöpfung. Nenne es, wie du willst. Das Größere, das Ewige, die Quelle – Gott. Eben das, wo die Gedanken herkommen. Und jetzt frag bitte nicht, wo Gott programmieren gelernt hat oder die Ideen hernimmt, die er dir ins Hirn stopft.“

„Die Programmiersprache Gottes würde mich schon interessieren.“

„Du bist ja ein richtiger kleiner Wissenschaftler. Jetzt verstehe ich, warum sie dich Sisyphos nennen. Ohh, Mann. Du musst endlich aus deinem Kopf in den Schwanz kommen, dann erledigt sich vieles von selbst. Das ist doch alles nur ein Spiel – Shiva dancing Shakti.“

„Shiva dancing Shakti?“

„Ja, das männliche und das weibliche Prinzip spielen auf der Bühne des Lebens, und Gott lacht. So einfach ist das. Nennt sich Advaita Vedanta, aber wenn du mehr wissen willst, musst du googeln.“

„Das nervt dich, wenn man den Sachen auf den Grund geht.“

„Nein. Aber die Dinge sind viel simpler, als es dir dein Verstand vorgaukelt. Gott will spielen. Und genau deshalb hat dieser Typ seine Freundin verlassen und ist dann doch wieder zurückgekommen. Deshalb ist mein Sohn bei seiner Mutter, die sich gerade von diesem

dämlichen Kommune-Guru ficken lässt. Und genau deshalb haben wir uns hier getroffen. Macht die göttliche Quelle das nicht wunderbar?“

Sisyphos findet die Vorstellung einer alles steuernden Quelle so abwegig, dass er nachhakt: „Ist das nicht zu einfach? Es gibt da eine Quelle und keiner trägt mehr Verantwortung?“

„Du musst es dir ja nicht einfach machen – zum Beispiel Siddharta.“

„Das Buch von Hermann Hesse?“

„Der, der später Buddha wurde: Hatte einen riesigen Palast. Güter, Frau und Kinder – und plötzlich, eines Morgens, steht er auf und beschließt, Asket zu werden. Er schleicht sich also aus dem Palast, lässt alles zurück und wird ein paar Jahre später erleuchtet. Meinst du, der hat nachgedacht? Wenn der lange überlegt hätte, wäre er wahrscheinlich nie gegangen – bei all seinen Reichtümern. Nein, das ging zackzack und schon hatte die Quelle einen Buddha geschaffen.“

Sisyphos hängt noch an einer anderen Stelle im Gespräch: „Bist du eifersüchtig auf diesen Typen in Berlin? Das klang fast so.“

„Nein eifersüchtig bin ich nicht. Aber solange ich nicht erleuchtet bin, kratzt es an meinem Ego. Ist auch egal. Übrigens treffe ich mich heute Nachmittag mit zwei spannenden Mädels im Magic Park. Komm doch mit.“

Und als Sisyphos zögert, fügt Shiva zwinkernd hinzu: „Wir treffen uns in drei Stunden hier, du kannst dann hinter mir herfahren. Die werden dir gefallen, so ausgehungert, wie du bist.“

Sisyphos ist noch nicht so weit, in ihm arbeitet noch etwas anderes: „Ich muss da doch noch mal was zur Quelle fragen. Also wenn die Quelle, Matrix, das Schicksal oder Gott alles bestimmt, dann gibt es ja keine Verantwortung. Ich meine, dann kann jeder tun, was er will.“

„Er wird das tun, was die Quelle will, denn was anderes kann er nicht tun, die Gedanken kommen ja von der Quelle.“

„Also wenn jetzt einer einen anderen umbringt.“

„Dann geht er dafür in den Knast. Das ist sein Lebensweg.“

„Aber er hätte sich nicht anders entscheiden können, er hätte nicht sagen können, ich reiße mich zusammen und bring den nicht um?“

„Nein, wenn der Knast sein Schicksal ist.“

„Also deiner Meinung nach können wir nichts tun? Gar nichts?“

„Doch, wir können zufrieden sein und unser Schicksal mit einem offenen Herzen annehmen: ‚Denn ist es nicht besser, mit einem offenen schmerzenden Herzen zu leben, als mit einem verschlossenen zu sterben?‘ Noch so ein Spruch, der sich mir eingepägt hat.“

„Keine persönliche Verantwortung.“

„Keine Verantwortung und keine Schuld.“

„Dann hab ich wahrscheinlich einiges falsch gemacht, denn ich mach mir schon meine Gedanken.“

„Nicht du. Die Quelle macht sich die Gedanken: durch dich. Das gehört auch dazu. Also, mein Freund, lass die Gedanken Gedanken sein. Wir sehen uns in drei Stunden. Und wasch dich vorher.“

Shiva steht auf und geht.

Zurück lässt er einen verwirrten Sisyphos, der zwar den Worten und Zusammenhängen folgen konnte, dem aber vieles zu oberflächlich war.

Es gibt da einige Dinge, über die er länger nachdenken muss, denn so einfach kann es nicht sein: Er verlässt Marlis, weil er einen Impuls von der Quelle bekommt – einen göttlichen Befehl. Und auch seine Schuldgefühle und seine Erinnerungen sollen nichts mit ihm zu tun haben, sondern aus dieser obskuren Quelle stammen?

Das würde ihn zwar entlasten, aber es ist viel zu einfach: der Mensch ein Bio-Computer, der göttliche Eingaben umsetzt.

Was ist dann mit der Schnittstelle zwischen Erlebtem, also gespeicherten Erinnerungen, und neuen Befehlen?

Wie kann es sein, dass die Vergangenheit keinen Einfluss auf unser aktuelles Handeln hat?

Welchen Sinn machen Moral, Gewissen und Selbsterkenntnis?

Shiva würde wahrscheinlich sagen, dass das ein neuronales Netz sei, dessen genaue Funktion er im Detail leider nicht erklären könne. Dann würde er mit einem schlaunen, auswendig gelernten Spruch seine Weigerung, in die Tiefe zu gehen, kaschieren. Er bleibt oberflächlich, schwätzt und staubt.

Sisyphos ist sich sicher, dass es nicht so simpel sein kann, wie Shiva es erklärt.

Seinen Job zum Beispiel: den hat Sisyphos bekommen, weil er vorher studiert hat, und studieren konnte er nur, weil er vorher Matura machte. Shiva würde sagen, das sei alles von langer Hand von der Quelle geplant. Sozusagen vom Urknall an.

Sisyphos überlegt.

Er muss eine Situation finden, in der er nachweislich, und zwar mit der Korrektheit eines Schweizer Informatikers, eine Entscheidung aus vollkommen freien Stücken traf: willentlich, bewusst und mit der Verantwortung für alle zukünftigen Konsequenzen.

Eine solche Untersuchung braucht Zeit.

Vorher aber wird er sich rasieren und duschen, er wird seine neu erworbenen indischen Klamotten anziehen, und dann wird er, bevor er sich mit Shiva trifft, ein wenig googeln: Advaita Vedanta, Siddharta, Buddha sowie Erleuchtung. Nach einer Kommune nahe Berlin wird Sisyphos nicht suchen, das ist Shivas Privatsache, und so wie er sich wünscht, dass man sich aus seinem Leben raushält, so diskret ist er bei anderen.

Sisyphos' Interessen mögen sich nach der Schulzeit verschoben haben, weg von Literatur und Philosophie, hin zur praktischen Informatik, aber dumm ist er nicht. Und erst recht will er sich nicht für dumm verkaufen lassen.

Dieser Shiva hat einen schweren Hang zur Esoterik, genau, wie Marlis ihn in den letzten Jahren entwickelt hat. Allerdings kann Shiva einiges erklären, während Marlis nur von ihren Gefühlen, ihrer Intuition und kosmischen Schwingungen spricht.

Gut, dass es Internetcafés und die Wikipedia gibt. Außerdem ist Sisyphos neugierig geworden, und es braucht nur etwas Zeit, bis sein Verstand wieder auf voller Höhe ist.

Früher hat er mal eine Jahresarbeit über die französischen Existenzialisten geschrieben. Da ging es zwar nicht um Erleuchtung, aber um die Verantwortung des einzelnen Menschen für sein Handeln und gegenüber der Welt.

Diesem Shiva, da ist er sich sicher, dem wird er noch auf den Zahn fühlen.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen:, Sisyphos ist durch die kurze Begegnung mit Shiva nicht zu einem spirituellen Sucher geworden. Was seine Neugier weckte, hat ganz praktische Ursachen: die Backen seines inneren Schraubstocks, die brutal auf sein schlechtes Gewissen drücken.

Aber hat nicht jedes Streben ganz banale Gründe?

Die Furcht vor dem Tod oder die Suche nach dem Größeren, welches das Weltgefüge zusammenhält und seinen Ablauf bestimmt?

Hat nicht jede Suche, ob spirituell oder streng wissenschaftlich, letztendlich ganz private Ursachen, und sei es nur das Bedürfnis, ein klein wenig mehr Gewissheit über die Zukunft zu bekommen?

Je mehr wir zu verstehen glauben umso, mehr schwindet die Unsicherheit aus unserem Leben. Wir sind dann überzeugt, wenigstens einen kleinen Teil unserer Umgebung kontrollieren zu können. Und wenn das nicht funktioniert, so haben wir zumindest scheinbar logische

Erklärungen zur Hand.

Sisyphos sieht es so: Wenn es tatsächlich, wie Shiva sagt, eine alles steuernde Quelle oder eben Gott gibt und dadurch alles vorbestimmt ist, dann braucht er keinerlei Schuldgefühle gegenüber Marlis und Mark zu haben.

Er konnte dann nicht anders, als auf seinen Roller zu steigen und abzuhausen. Allerdings konnte dann auch Marlis nicht anders, als ihn mit ihren Nörgeleien zu quälen. Und sein Gewissen, das ihm momentan im Nacken sitzt, sprudelt dann ebenfalls aus dieser obskuren Quelle.

Es gibt keine Verantwortung, keine Schuld, aber auch keinen Stolz auf persönliche Leistungen. Der Mensch ist ein kosmischer Spielball und seinen Geschicken ausgeliefert, ohne eine Chance, das Netzwerk zu durchschauen. Alles ist vorbestimmt, jedes Atom im Universum weiß genau, welchen Platz es zu welcher Zeit einzunehmen hat. Und bis es aufgerufen wird, spielt es mit den anderen Atomen Verstecken. So, wie Shiva tagsüber mit den Jungs und nachts mit den Mädchen spielt.

Alles ist in einer unkontrollierten Bewegung und zugleich starr und festgelegt, sonst gäbe es ja keine Vorbestimmung.

Wer jetzt einen Widerspruch entdeckt, der hat das große Ganze, Gott, Advaita Vedanta, die Quantenphysik und was es sonst noch alles gibt, nicht verstanden. Er ist unwissend und hat sowohl keinen Glauben wie keinen Überblick.

Hier kommen die Erleuchteten, aufgestiegenen Meister und Gurus ins Spiel. Jene, die durchschaut haben, wie alles funktioniert.

Bei seiner Recherche stößt Sisyphos auf vieles, was er unter Humbug und Scharlatanerie ablegt. Und das Handfeste, was übrig bleibt, zerfällt noch einmal in zwei Richtungen, zwischen denen allerdings eine äußerst fließende Grenze verläuft.

Da sind einmal die Erleuchteten, welche sich auf Gott, eine ewige Quelle, das Jetzt oder ganz allgemein das große oder schöpferische Prinzip beziehen. Es sind die, auf denen Shivas Ideen aufbauen. Sisyphos nennt sie die Matrix-Fraktion. Genau wie im gleichnamigen Film lebt die Menschheit nach ihrer Sicht in einer Welt, auf die sie keinen Einfluss hat. Es gibt keinen freien Willen und daher auch keine bewussten Entscheidungen, sondern nur das gnadenlose, zuweilen witzige Programm der Quelle.

Diesen Zustand bezeichnen die Meister als Welt der Verblendung oder Samsara. Das Ziel allen menschlichen Strebens ist eine heitere Gelöstheit, das Nirwana: frei sein von allen Bindungen, Begierden und Wunschvorstellungen.

Am Alltag ändert dies nichts, auch im Nirwana kommen alle Gedanken und Impulse aus der Quelle.

Der einzige Unterschied zwischen einem Sucher und einem Wissenden ist daher, dass der Weise weiß, dass er fremdgesteuert ist, während der Sucher glaubt, dass er einen eigenen Willen habe.

Auch auf das tägliche Leben hat das keine Auswirkungen. Ein Erleuchteter wird, wenn er Hunger hat, an den Kühlschrank gehen und bei Kopfschmerzen eine Aspirin nehmen. Der Unterschied zu einem Nichtwissenden ist einzig, dass er sich darüber keine Gedanken mehr macht, sondern, ohne sein Handeln zu hinterfragen, seinen inneren Impulsen folgt. Manchmal begeistert, manchmal stoisch, aber immer ohne Schuldgefühle oder Stolz. Schließlich ist er ja nicht der Handelnde, sondern hat erkannt, dass er Pinocchio ist und etwas Größeres ihn steuert.

Für Sisyphos ist das nicht nur bescheuert, sondern absurd.

Warum, fragt er sich, sollte irgendein Mensch seine Selbstbestimmung und Freiheit aufgeben?

Und das auch noch aus freien Stücken, während Millionen andere Menschen auf der Welt um genau diese Freiheit kämpfen.

Aber es kommt noch besser, denn es gibt eine zweite Gruppe von Erleuchteten.

Die geht davon aus, dass die Welt, wie wir sie wahrnehmen, im Kopf entsteht und wir über die wahre Welt außerhalb von uns überhaupt nichts wissen. Alles ist Einbildung und Illusion und das Ziel ist, zu erkennen, dass wir selbst die Schöpfer der Welt und damit auch allen Leidens und aller Lust sind.

Wenn wir das nämlich erkannt haben, dann können wir es auch verändern. Wir könnten dann, statt in einem schlechten Leben auszuharren, einfach in ein gutes, erbauliches wechseln. Sozusagen, wenn uns der aktuelle Film nicht mehr gefällt, einfach von einem Kinosaal in den anderen gehen.

Für diese Erleuchteten tragen wir die volle Verantwortung für alles, was uns umgibt, mehr noch: Wir erschaffen es. Ergo tragen wir auch die Verantwortung für unser Leiden.

Das mag einsam im Himalaya funktionieren, denkt Sisyphos, aber nie und nimmer mit anderen Menschen, schon gar nicht mit Marlis.

Und vor allem: Sag das mal einer Gruppe von Flüchtlingen, die gerade auf dem Weg durch die Savanne zu einem überfüllten Lager der Vereinten Nationen ist, während in der Nacht um sie herum Banditen und Löwen schleichen und erst gestern wieder zwei Kinder gestorben sind.

Wenn es so einfach wäre, da ist sich Sisyphos sicher, er würde in seinem Kopf sofort eine

friedliche und gerechte Welt erschaffen.

Was beide Gruppen gemeinsam haben, ist, dass die Gurus anscheinend genau wissen, was richtig und falsch ist, wobei die meisten noch darüber hinausgehen und behaupten, dass es gar kein Richtig und Falsch gebe.

Für sie gibt es nur ein Jetzt.

Und egal wie dieses Jetzt beschaffen ist, es ist der einzig reale Moment.

Die Vergangenheit ist vorbei und damit zur Erinnerung geworden und die Zukunft ist noch nicht geschehen.

Dieses Jetzt wird auch als Ewigkeit oder Zeitlosigkeit bezeichnet. Es ist der momentane Augenblick, und je vorbehaltloser und sinnlicher er wahrgenommen wird, umso authentischer soll das aktuelle Erleben, das sogenannte Sein, einen durchdringen. Natürlich gibt es in diesen Momenten keinerlei Wertung, kein Richtig oder Falsch.

Jeder Augenblick ist so, wie er ist. Er ist nicht veränderbar, sondern pures köstliches Sein.

Das klingt klasse, hat aber auch eine Schattenseite.

Sollte nämlich dieses Jetzt jemandem nicht passen, so ist es dennoch zu erdulden. Ohne zu motzen und den üblichen Widerstand, den Menschen haben, wenn es nicht so läuft, wie sie es sich wünschen.

Vom stillen und gleichmütigen Erdulden soll es dann kein langer Weg mehr zu totaler Hingabe, Auflösung und Erleuchtung sein. Hier aber wurde es Sisyphos zu viel und er hat nicht mehr weitergelesen.

Überraschenderweise waren Sisyphos die grundlegenden Gedankengänge dieser Samsara-Nirwana-Erleuchtungs-Philosophie nicht fremd. Allerdings hatte für ihn das meiste davon bisher mehr mit Science-Fiction und virtuellen Welten als mit Spiritualität zu tun.

Mit dem Kollegen, der ihm das Swiss Chalet in Angeles City empfohlen hat, zelebrierte er früher Science-Fiction-Film-Abende und sie zogen sich neben Joints so ziemlich alles von eXistenZ über „Nirvana – Jagd im Cyberspace“, „Dark City“ bis zu dem 70er-Jahre Klassiker „Welt am Draht“ rein. Dann schnappten sie ihre Konsolen und kämpften in virtuellen Welten gegeneinander.

Als Marlis in sein Leben trat, verabschiedete sich Sisyphos von diesen, wie sie es nannte, infantilen Männerabenden. Sein Kollege hingegen entwickelte sich zum semiprofessionellen Gamer. Mittlerweile hat er hundertvierzig Kilo Lebendgewicht, keine Freundin, dafür fliegt er einmal im Jahr nach Thailand oder auf die Philippinen. Und natürlich zu den abgedrehtesten

Gamer- und Hacker-Events. Das Gewicht ausgenommen, ist es ein Leben, das sich Sisyphos auch vorstellen könnte.

An eine Existenz als virtuelle Identität im Cyberspace, daran, dass alles eine Illusion ist, mag Sisyphos aber nicht glauben. Dafür ist er zu fest in dieser Welt verankert. Selbst wenn ihm heute Morgen, als er aus seinem Albtraum erwachte, kurze Zweifel an dieser Realität kamen.

Sisyphos hat von seiner Recherche im Internet Antworten erwartet, stattdessen hat sie mehr Fragen aufgeworfen, als er vorher hatte. Er muss feststellen, dass Spiritualität etwas wesentlich Komplexeres ist als das, worüber Marlis redet. Alleine mit der Frage nach den Werten könnte er sich tagelang beschäftigen.

Wenn es kein Richtig oder Falsch gibt, was ist dann der Maßstab, an dem er sein Handeln messen soll?

War es richtig, die Familie zu verlassen und sich seither nicht zu melden?

Oder hat er sich vielleicht nur nicht genügend bemüht, für sich, Marlis und Mark eine bessere Welt zu erschaffen?

Hier schließt sich der Kreis zu Sisyphos' wichtigster Frage. Gab es eine Entscheidung, die er aus vollkommen freien Stücken traf: willentlich, bewusst und mit der Verantwortung für alle zukünftigen Konsequenzen?

Sisyphos spürt, dass eine Antwort fundamentalen Einfluss auf sein zukünftiges Handeln und Selbstverständnis haben wird.

Darauf, wie er mit seiner Flucht umgeht, ob er zu Marlis und Mark zurückkehrt, überhaupt, wie sein weiteres Leben beschaffen sein soll.

Was Sisyphos nicht ahnt, ist, dass er niemals eine Antwort finden wird, sondern die Frage sich zu seinem ganz persönlichen Koan entwickelt. Einer Frage, auf die es keine logische Antwort gibt, sondern die paradox und sinnlos bleibt, einzig dafür gedacht, dass der Verstand sich an ihr abarbeitet, bis er erschöpft zusammenbricht.

Im Internetcafé hat Sisyphos die Zeit vergessen und kommt eine Viertelstunde zu spät zum Treffen mit Shiva.

Der ist bereits ungeduldig: „Frauen lässt man nicht warten.“

Sie fahren zum Arambol Magic Park oberhalb der Stadt.

Was Sisyphos zuerst auffällt, sind die über das ganze Gelände verstreuten Altäre. Es sind kleine, aus gestapelten Steinen errichtete Kultstätten, mit Blumenarrangements, auf denen Bilder

sogenannter Heiliger und Erleuchteter stehen.

Shiva scheint sich auszukennen, er macht, während sie über das Gelände schlendern, zu dem einen oder anderen Altar Bemerkungen: Ramana Maharshi, Sathya Sai Baba, Osho, der früher Bhagwan hieß, Poonja alias Papaji. Fast alle Altäre sind Männern gewidmet.

Einer mit dem Bild einer blonden Frau fällt Sisyphos auf: „Die muss, als sie jung war, wunderschön gewesen sein.“

„Gangaji. Ich glaub, die hat auch mal Satsang in der Schweiz gegeben.“

Satsang. Diese komischen Treffen, zu denen Marlis ihn mitnehmen wollte. Sie hat es ihm mit strahlenden Augen erzählt. Vorne sitzt einer dieser Meister, und nach kurzem gemeinsamem Schweigen können die Teilnehmer Fragen stellen.

Sisyphos hatte abgewunken.

Er konnte sich nicht vorstellen, wofür das gut sein sollte und warum irgendein anderer Mensch in der Welt hilfreiche Antworten zu seinem öden Leben oder seiner langweiligen Ehe haben könnte. Marlis versprach ihm, wenn er mitkäme, keine Frage zu stellen, nichts zu tun, was ihn vor den anderen kompromittiert hätte, dennoch lehnte er ab.

Dann kam sie mit Deeksha, etwas, das ganz ohne Reden funktionieren sollte – reine Energieübertragung durch Umarmung.

Das aber war für Sisyphos noch obskurer als die Fragen beantwortenden Heiligen.

Energieübertragung durch Umarmung. Positive Energie natürlich, denn negative gibt es in der Welt schon genug.

Da war Schluss, und Sisyphos machte sich lustig: „Zuerst ein Loch in den Kopf bohren, dann einen Trichter rein und vorsichtig beim Einfüllen. Damit nichts von der wertvollen Energie verloren geht.“

Zwar hatte Marlis bei vielen spirituellen Trends selbst ihre Zweifel, aber Sisyphos‘ Zynismus verletzte sie dennoch.

Der Widerwille, sich Unbekanntem erst einmal vorbehaltlos zu öffnen, steigt bei Shivas kurzer Führung über das Gelände in Sisyphos wieder auf. Er kennt keinen dieser Gurus, außerdem sind ihm Heilige und spirituelle Lehrer ohnehin suspekt.

Es ist nicht seine Welt.

Dennoch beobachtet er aufmerksam, und ihm fällt, dass sich Shivas Sprache und Bewegung verändert haben. In der Strandbar hatte er etwas Forschendes und Provokatives, hier wirkt er zurückgenommen. Er redet leise und andächtig. Wie in einer Kirche, denkt Sisyphos.

Nur ist das hier keine Kathedrale oder kein Tempel.

Es ist ein staubiger öder Platz oberhalb Arambol.

Auch die Altäre haben für Sisyphos nichts Heiliges, eher erinnern sie ihn an kindlich arrangierte Puppenstuben, zwischen denen verzückte Menschen wandeln. Shiva mag sich hier wohlfühlen, Sisyphos' Platz ist das nicht, und selbst Marlis, da ist er sich sicher, würde diese willkürliche esoterische Zusammenballung seltsam finden.

Die Mädchen warten schon und winken, als sich beide nähern.

Shiva geht auf sie zu und umarmt sie lange und ausgiebig. Es wirkt, als hätte er ein ganzes Leben und mit Sicherheit auch einige Nächte mit ihnen verbracht.

Sisyphos wäre das zu intim, und da er merkwürdig schaut, sagt Shiva: „Umarmungszwang!“, und grinst breit.

Dann stellt er Sisyphos vor, der den Mädchen unsicher die Hand reicht.

Sie sind offen und wollen wissen, wo Sisyphos herkommt, was er macht, und er lügt so gut kann.

Die Mädchen lachen viel und scheinen Sisyphos so anders als Marlis.

Sie unterhalten sich über Wachstumsgruppen, die sie besucht haben, über Tantra, Gurus und Satsang. Von vielem hat Sisyphos gehört, aber jetzt rächt sich, dass er, wenn Marlis ihn zu begeistern versuchte, nicht aufgepasst hat oder das meiste als esoterische Geldmacherei abtat.

Er kann nicht mitreden.

Aber selbst wenn er könnte, es wäre nicht sein Stil, sich wie Shiva als kleiner Guru zu profilieren und die Mädchen davon zu überzeugen, was für ein großartiger Lover er sei.

Als Sisyphos merkt, dass es an der Zeit ist, auch etwas einzubringen, fällt ihm daher nichts Besseres ein, als festzustellen, dass es im Magic Park Café kein Bier gibt. Er verpackt es in einen Scherz. Dennoch kann keiner darüber lachen.

Sisyphos muss begreifen, dass der Platz eben doch eine Kirche ist und jede Kirche ihre Regeln hat, und eine dieser Vorschriften besagt, dass man über die Regeln der Kirche keine Scherze macht, geschweige lacht.

Wieder hat er Sendepause.

Später reden Shiva und die Mädchen über einen alten Mann in Mumbai.

Früher soll er Banker gewesen sein und es bis in den Vorstand der Bank of India gebracht haben. Nach seiner Pensionierung muss er begonnen haben, sich für Spiritualität zu interessieren, und wurde Schüler eines angesehenen Gurus. Als der starb, trat er seine Nachfolge an und lehrt

seither selbst. Sieben Tage die Woche, immer um neun Uhr morgens in seinem Wohnzimmer mitten in Mumbai.

Sisyphos wird hellhörig, denn in seiner Welt haben Banker etwas weltlich Bodenständiges.

Er möchte mehr über diesen Banker-Guru erfahren, aber anscheinend war keiner am Tisch bei ihm, und die Geschichten, die Shiva erzählt, kennt er nur vom Hörensagen. Immerhin können sie ihm einen Hinweis auf den Namen geben: Ramesh oder so ähnlich.

Sisyphos hasst Halbwissen. Es ist genau wie bei den Meetings in seinem Job: Man sollte im Bilde sein, worüber man redet. Er wird ärgerlich und beginnt subtil zu provozieren: Er stellt scheinbar harmlose Fragen, von denen sich jede, wenn man ihr auf den Grund ginge, als Bombe entpuppen könnte. Aber er hat Glück, die Runde löst sich auf, bevor man ihm auf den Leim gehen kann.

Sisyphos scheint, dass Shiva es auf eines der Mädchen abgesehen hat, denn er macht eine entsprechende Kopfbewegung zur anderen hin, als sie sich verabschieden.

Auf dem Rückweg erzählt Shiva, dass er hinter den Kulissen alles für den Abend arrangiert habe: Treffen zum Nachtessen und dann mit einem der Mädchen ein tantrisches Ritual in seiner Hütte. Er grinst wissend.

Sisyphos hat keine Ahnung, wie eine tantrische Begegnung aussieht, aber er versteht, dass es um Sex geht, und damit erübrigen sich alle weiteren Fragen. Shiva soll machen, was er will.

Sisyphos wird zum Nachtessen kommen und dann seiner Wege gehen.

Sex ist das Letzte, an was er im Moment denkt, und er muss erkennen, wie schnell doch Fantasien mit anderen Frauen, sobald man sie leben könnte, vergehen.

Stattdessen geht Sisyphos der Mumbai-Banker nicht aus dem Kopf und er wundert sich, was er plötzlich mit Spiritualität am Hut hat.

Er hat das Gefühl, nach einem langen künstlichen Koma im Aufwachraum zu liegen, während langsam die Erinnerungen an die Person, die er vor der Narkose war, zurückkehren. Noch dämmert er, aber Stück für Stück erwacht auch sein Geist und mit ihm das frühere Interesse an den großen Fragen des Lebens. Die Gedanken sind flüchtig. Dennoch entwickelt sich ein Rückblick, in dem die scheinbar neuen Ideen ihre Fremdartigkeit verlieren und zunehmend wie alte Bekannte erscheinen.

Für die Existenzialisten zum Beispiel ist der Mensch nichts anderes als das, wozu er sich macht. Er wird in seinem Leben zu dem, was er sich über sich ausdenkt.

Zu Beginn ist er ein Entwurf. Anstatt aber nur ein Stück Dreck oder ein fauler Apfel zu bleiben, kann der Mensch planen, was er sein möchte. Er kann sich entscheiden, ob er ein Buch schreibt, heiratet, Kinder bekommt und eben auch, ob er irgendwann vor dieser Familie flüchtet.

Der Mensch ist damit keineswegs Schöpfer seines Universums, sondern bestimmt nur, welche Rolle er in der vorgegebenen Welt einnimmt. Dafür aber trägt er die alleinige Verantwortung.

Und da für die Existenzialisten alle Entscheidungen bewusste Entscheidungen sind, kann das eine ziemlich heikle Angelegenheit werden. Je nachdem wie man sich entscheidet und welche Rolle man wählt. Am Ende nämlich muss jeder seine Last tragen und ein mitunter schweres Leben erdulden.

Keiner kann seiner Verantwortung entfliehen, und die große Herausforderung liegt darin, zu tun, was getan werden muss. Es zu erkennen, zu handeln und dafür geradezustehen. Unabhängig von den Konsequenzen und dem eigenen Schicksal. Es gibt keinen Gott, keine Quelle, keine Matrix. Auch gibt es niemanden, der sagt, was richtig oder falsch ist. Es gibt einzig selbstbestimmtes Handeln und die Verantwortung für die Auswirkungen, einschließlich aller nicht voraussehbaren Konsequenzen.

Was Sisyphos nicht weiß, ist, dass eine Säule von Shivas Matrix-Advaita-Vedanta-Lehre genau dies beschreibt. Es ist ein Abschnitt aus der Bhagavad Gita, einer der zentralen Schriften des Hinduismus: „Du hast ein Recht auf das Handeln, aber nur auf das Handeln an sich. Nicht auf seine Früchte. Und verharre nicht in der Untätigkeit.“

Diesen Satz muss Sisyphos bei seiner Recherche überlesen haben, denn verglichen mit der aus gnadenloser Eigenverantwortung bestehenden Philosophie des Existenzialismus erscheint ihm die Lehre des Banker-Gurus, wenn auch lebensfremd, so doch ziemlich verlockend.

Sie kennt keinen Stolz und sie kennt keine Schuld. Es gibt keinen persönlich Handelnden, denn sämtliche Impulse entspringen den Algorithmen eines kosmischen Programms.

Und da wir das weder ändern noch beeinflussen können, bleibt uns letztlich nichts anderes übrig, als es in gelassener Heiterkeit hinzunehmen. Oder, falls wir innerlich rebellieren, es zu erdulden.

Je mehr Sisyphos grübelt, desto mehr verdichtet sich der Wunsch, diesen Ex-Vorstands-Heiligen in Mumbai zu besuchen. Seine Vorlesungen sollen nichts kosten und Mumbai wollte Sisyphos schon immer einmal sehen.

Das Abendessen ist nicht Sisyphos' Sache: Tali, ein traditionell indisches Gericht, vegetarische Kleinigkeiten, und statt Messer und Gabel gibt man ihm, da er nicht wie die anderen mit den

Fingern essen will, einen Löffel.

Irgendwo hört es auf. Trotz der speziellen Umstände will sich Sisyphos ein wenig, wie er es nennt, zivilisierte Würde bewahren. Äußern tut er das nicht, sondern er bittet höflich um Besteck.

Shiva und eines der Mädchen verabschieden sich kurz nach dem Essen.

Sisyphos will noch einen nightcap nehmen und bleibt mit der anderen, die sich Prem Mada nennt, in der Strandbar zurück. Er ist froh, dass er nicht alleine ist, andererseits weiß er mit der Situation nichts anzufangen.

Prem Mada ist hübsch, sie könnte fast sein Typ sein, aber eben nur fast, und vor allem nicht jetzt.

Bevor es zum Abendessen ging, hat Sisyphos nämlich all seinen Mut zusammengenommen und sein Mobiltelefon eingeschaltet. In Gedanken hat er sogar damit gespielt, auf eine SMS von Marlis zu antworten. Er wollte ausprobieren, wie das ist, der Quelle und seinen spontanen inneren Impulsen zu folgen. Was er geschrieben hätte, wäre von Marlis Nachricht abhängig gewesen. Es hätte sich ergeben, denn er hat sich vorgenommen, ein leerer Spiegel zu sein. Ein Spiegel, der genau das reflektiert, was da ist. Ohne es zu bewerten und zu verzerren.

Der leere Spiegel, darüber hat er im Artikel über Erleuchtung in der Wikipedia gelesen.

Was Sisyphos allerdings nicht bedacht hat, ist, dass Marlis seit letzter Nacht keine neuen Nachrichten geschrieben hat.

Er schaltet das Telefon ein und wartet. In ausländischen Netzen kann es schon mal etwas dauern, bis die Nachrichten eintrudeln.

Doch auch nach einer Stunde ist nichts passiert. Keine SMS.

Nichts, was der leere Spiegel reflektieren könnte.

Was aber macht ein leerer Spiegel, dessen Aufgabe es ist möglichst, unverfälschte Bilder zurückzuwerfen, wenn keiner in ihn hineinschaut?

Er ist überflüssig.

Genau dieses Gefühl beschleicht Sisyphos. Eigentlich könnte er froh sein und denken, dass die Quelle es gut mit ihm meint, indem sie Marlis ruhigstellt. Nur geschieht genau das Gegenteil: Sisyphos wird nervös. Plötzlich wäre nicht mehr er es, der Marlis verlässt, sondern es könnte sich umgekehrt haben.

Zwar ist er abgehauen, und bestimmt hat sie sich anfangs Sorgen gemacht. Je länger sie aber überlegt, umso mehr könnte sie zum Schluss kommen, dass es so das Beste ist. Sie hatten sich ohnehin nichts mehr zu sagen und die sexuelle Frequenz ist auf das unterste Niveau gefallen.

Also was soll's.

In Sisyphos' Gedanken entwickelt sich ein Paralleluniversum: eines, in dem Marlis von ihrem Couch-Potato die Schnauze voll hat und seine Flucht zum Anlass nimmt, lebenshungrig Neues auszuprobieren. In dieser Welt kann Sisyphos bleiben, wo der Pfeffer wächst, denn Marlis hat noch einiges vor in ihrem Leben.

Diese Gedanken versetzen Sisyphos einen solchen Schlag, dass er sich im Laufe des Abends nie mehr ganz davon erholt.

Jetzt, nachdem Shiva und das Mädchen gegangen sind, wartet er auf die Wirkung des Gin-Tonic, den er mit Ma Prem Mada trinkt, von der er bisher weiß, dass Ma Frau, Prem Herz und Mada berauschende Weiblichkeit heißt. Auch hat er herausgefunden, dass sie, bevor sie nach Arambol kam, drei Monate in Poona war, wo sie Workshops zur Selbsterfahrung, Persönlichkeitsentwicklung oder was auch immer besuchte und ihren neuen Namen bekam.

Wiederum früher war sie Krankenschwester in Köln und hieß Petra Egger, und noch früher hieß sie von Linhard-Egger, aber mit ihrer Scheidung fiel auch das von Linhard weg.

Sie lacht: „Eigentlich schade, ein wenig Adel hat mir gut gestanden. Und du? Bist du verheiratet?“

Sisyphos hat geahnt, dass irgendwann Fragen zu seiner Person kommen würden. Bisher hat er dem geschickt ausweichen können. Aber das ist eine direkte, eine klare Frage.

„Nein, ich war nie verheiratet. Hat sich nie ergeben. Nicht verheiratet, keine Kinder“, lügt Sisyphos und hat Glück, dass nicht wie bei Pinocchio seine Nase mit jeder Lüge länger wird. Mit seinen Lügen würde die nämlich bereits bis zu Prem Madas Ausschnitt reichen.

Sisyphos versucht abzulenken, und das gelingt ihm auch: „Sag mal was, macht eigentlich Shiva? Ich meine, wenn er nicht hier ist?“

„Viel weiß ich nicht. Ich glaube, der hat einen Wohnwagen in Frankfurt.“

„Ein Wohnmobil?“

„Nein. Ein ganz gewöhnlicher Wohnwagen auf dem Campingplatz am Main. Der ist ja immer nur ein halbes Jahr in Deutschland. Da massiert er in irgendeiner Praxis und den Rest seiner Zeit hängt er hier rum.“

„Komisches Leben. So ganz ohne Zukunftsperspektive.“

„Was ist denn deine?“

„Ich weiß nicht. Arbeiten, Geld verdienen. Halt das, was man so macht.“

„Ich wollte nicht wissen, was du machst, ich fragte nach deinen Träumen.“

Schon wieder wird es eng für Sisyphos, denn darüber hat er sich in den letzten Jahren keine Gedanken mehr gemacht. Um Perspektiven geht es bei den Boni- und Mitarbeitergesprächen am Jahresende. Prem Mada meint aber etwas anderes, sie will etwas über Sisyphos' Herzenswünsche und Visionen wissen.

Ihm muss etwas einfallen, ganz schnell und dann sollte er möglichst wieder den Bogen zu Shiva bekommen.

„Jetzt flieg ich erst einmal nach Bombay und schau mir Ramesh an.“ Sisyphos ist so nervös, dass er den alten englischen Namen für Mumbai benutzt. Aber er hat die Kurve gekriegt und muss jetzt schnell wieder zu einer Frage kommen. Wer fragt, der führt.

„Kennt ihr euch länger? Shiva und du?“

„Um Himmels willen. Das wäre kein Leben für mich. Im Wohnwagen auf dem Campingplatz mit Gemeinschaftstoiletten. Das geht gar nicht.“

„Klingt, als magst du Shiva nicht.“

„Ich hab nichts gegen ihn. Aber es ist die Art, wie er umarmt.“

Sisyphos blickt fragend. „Etwas lange?“

„Es ist nicht die Dauer, es ist die Art. So als würde er einen Jahre kennen und als wäre man oft miteinander im Bett gewesen. Das hat etwas Schmeichelndes. Aber dann siehst du, dass er das mit jeder macht. Ich fühle mich dann nicht gemeint.“

Und weil sie merkt, dass Sisyphos gerne mehr wissen möchte, aber nicht fragen wird, fügt sie hinzu: „Wir hatten nie etwas. Ich denke, Shiva hätte gewollt, aber das Oberflächliche tut mir nicht gut. Eigentlich hab ich nichts gegen Affären, aber es ist dieses spezielle Shiva-Oberflächliche.“

„Er übernimmt keine Verantwortung.“

Für diesen Satz könnte Sisyphos sich die Zunge abbeißen. Gerade er, der Lügner des Abends, redet von Verantwortung.

Wie kommt er auf diese Idee?

Da Prem Mada seine wahre Geschichte aber nicht kennt, geht Sisyphos Bemerkung unter. Nicht ganz, wie er später feststellen wird, sondern es scheint sogar, dass sie ihn von einer Sekunde auf die andere mit einer Aura von etwas Vertrauenswürdigem umgeben hat. Und schon wieder muss er den Bogen zu einem anderen Thema bekommen.

„Wie schaffst du das: Drei Monate Poona und jetzt noch hier? Ich meine, hast du keinen Job?“

„Doch, aber das war ein Traum. Ich hab ein Sabbatical gemacht, aber nächste Woche geht's zurück. Und bis dahin will ich das Leben genießen.“

Sisyphos' Drink ist leer, und da er nichts zu sagen hat, schweigen beide eine Weile.

Es ist eine angenehme Stille.

„Begleitest du mich nach Hause?“

Und nach einer kurzen Pause fügt sie hinzu: „Der Strandhunde wegen. Manchmal schnappen die.“

Die Aufforderung überrascht Sisyphos, und obwohl er spürt, dass er eigentlich mit sich alleine sein möchte, sagt er: „Klar.“

Außerdem ist die Sache mit den Hunden verständlich, denn einer dieser Strandkötter hat in Candolim mal nach Mark geschnappt. Marlis hat ihn dann angeschrien, warum er nichts macht. Aber was hätte er machen sollen? Sich auf den Köter stürzen und ihm das Genick brechen?

Also begleitet Sisyphos Prem Mada die kurze Strecke an den Klippen entlang. Ohnehin war Neinsagen nie Sisyphos' Sache, und warum hätte er auch Nein sagen sollen. Er redet sich ein, dass er später jederzeit gehen kann, obwohl er genau weiß, dass ihm ein Nein, je länger er es hinauszögert, später umso schwerer oder überhaupt nicht mehr über die Lippen kommt.

Es ist auch nur ein Begleiten. Bis zur Tür. Der Hunde wegen.

Kein Sex – obwohl Sisyphos ehrlicherweise zugeben muss, dass er da etwas gespalten ist.

Kurz vor ihrem Appartement sagt sie, dass sie noch nicht müde sei, und fragt Sisyphos, ob er schon mal eine tantrische Massage bekommen hat.

„Nein.“

„Und hättest du Lust?“

Und da Sisyphos wie immer zu lange nachdenkt, beantwortet sie die Frage selbst: „Unverhofft kommt oft. Komm rein.“

Verglichen mit Sisyphos' Kabuff scheint Prem Madas Apartment um Kategorien besser. Nicht von der Größe, aber es ist gemütlich.

„Du kannst dir nicht vorstellen, wie das aussah, als ich einzog. Aber ein paar Tücher und Kram vom Anjuna Market. Voilà. Bist du unsicher?“

„Ich hab so etwas noch nie bekommen.“

„Dann lass dich überraschen.“

Da Sisyphos keine Anstalten macht, irgendetwas zu tun, fügt sie hinzu: „Zieh dich einfach aus,

leg dich aufs Bett und entspann dich.“

„Ganz ausziehen?“

„Klar. Du bekommst jetzt die erste und beste Tantramassage in deinem Leben.“

Sisyphos geht es schon wieder zu schnell, und entspannt ist er auch nicht. Als sie es bemerkt, scheint es aber ihren Ehrgeiz, Sisyphos eine perfekte Massage zu geben, nur anzustacheln.

Natürlich könnte Sisyphos sagen, das gehe ihm zu schnell, oder sie solle ihm doch erst mal den Ablauf erklären. Aber da ist wieder Sisyphos' Schwierigkeit, seine Bedürfnisse zu spüren, und seine Feigheit, für sich zu sorgen.

Sisyphos sagt sich dann, was soll's, und macht zu lange zu viel mit. Er hofft die Dinge aussitzen zu können, denn er hat die Erfahrung gemacht, dass sich vieles tatsächlich von selbst erledigt, wenn er es nur geduldig und dumpf über sich ergehen lässt. Bei Marlis hat das bis zu seiner Flucht gut geklappt, und so schnell ändern sich schlechte Angewohnheiten nicht.

Immerhin scheint er mittlerweile wenigstens zu spüren, dass er etwas zu sagen hätte, selbst wenn es ihm immer noch im Halse steckenbleibt. Das ist ein gewaltiger Fortschritt. Vor drei Tagen hatte er nämlich nicht einmal den inneren Impuls, etwas zu sagen, sondern ergab sich resigniert seinem Schicksal.

Es ist Sisyphos peinlich, vollkommen entkleidet auf einem fremden Bett zu liegen. Im Zimmer einer Frau, die er erst seit etwa zehn Stunden kennt und deren komplizierten Namen er noch immer nicht behalten hat. Dass Ma Prem Mada nur mit einem um die Hüften gewickelten Tuch aus dem Bad, kommt, macht die Lage noch schlimmer. Auch hat sie einen wirklich schönen Busen.

Ein wenig erinnert sie ihn an die Nacktfotos der vermeintlichen schwedischen Olympionikin im Armbrustschiessen Sara Boberg, die im Internet herumgeistern. Auf die hat er mal richtig gestanden und war dann furchtbar enttäuscht, als er herausfand, dass es keine Sara Boberg gibt und auch Armbrustschiessen nie eine olympische Disziplin war.

Alles Illusionen, alles ist nur in seinem Kopf – und doch spürt er einen Zusammenhang zu seinem Körper, denn je mehr er die Bilder abrufft, je plastischer sie werden, umso mehr beginnt er, sich zu spüren und zu entspannen. Vorläufig. Sisyphos schließt die Augen.

Wirkliches Loslassen wird es dennoch nicht, denn egal, wie Ma Prem Mada sein Glied, was sie Lingam und Vashra nennt, auch massiert, es will nicht stehen.

Sisyphos kann nicht bei sich bleiben. Er kann sich nicht gehen lassen und genießen. Stattdessen überlegt er, ob er etwas tun muss, ob er alles richtig macht, ob er Prem Madas

Erwartungen erfüllt. Außerdem schämt er sich, dass sich bei ihm nichts regt.

Auch bekommt er nicht aus dem Kopf, dass Marlis keine Nachricht hinterlassen hat.

Und was ist mit Mark?

Seine Gedanken wollen nicht aufhören.

Was macht Marlis? Gerade jetzt?

Im nächsten Moment fällt ihm wieder der Guru aus Mumbai ein, Sara Boberg, und dann ist er wieder bei Ma Prem Mada, und wie enttäuscht sie von ihm sein muss, bei all der Mühe, die sie sich gibt.

„Es geht nicht.“

„Da muss nichts gehen. Ist es nicht schön?“

„Ja, aber. Das ist mir noch nie passiert.“

„Macht doch nichts. Entspann dich. Lass einfach los.“

Das ist einfacher gesagt als getan, wenn sich im Kopf nach einer lang anhaltenden Dürre ein Gedankengewitter entlädt.

„Lass, ich geh besser.“

„Schade.“

Auf dem Weg zu seinem Zimmer beschimpft Sisyphos sich: „Schlappschwanz. Du hättest sie richtig flachlegen können. Du hättest ficken sollen, bis euch der Schweiß fließt. Bis nichts mehr geht.“

Der gleiche Sisyphos weiß aber sehr genau, dass er sich in die Tasche lügt. Nichts hätte er können. Hoffnungslos überfordert war er von dieser Ma-Prem-Mada-Sara-Boberg-Erscheinung und ihrer tantrischen Massage.

Aber so ist es nun einmal, auf Feigheit steht nicht nur lebenslänglich, sondern schlimmer, Selbstkastration und Impotenz.

Kaum aber ist Sisyphos in seinem Zimmer und die Tür verriegelt, onaniert er, was das Zeug hält. Zweimal fast direkt hintereinander. Und natürlich funktioniert das Kopfkino, in dem sogar Ma Prem Mada eine Hauptrolle spielt. Auch Sisyphos' Lingam steht wie eine Eins. Wer hätte das gedacht. Wenn er es niemandem recht machen muss, kann er wirklich loslassen.

Er duscht, legt sich aufs Bett und trifft eine Entscheidung: Er wird Marlis anrufen.

Aber erst dann, wenn er sich aus vollkommen freien Stücken und mit der Verantwortung für alle zukünftigen Konsequenzen entschieden hat, wie er in Zukunft leben möchte.

Er wird sofort anrufen, wenn er weiß, was er zu sagen hat.

Bis dahin braucht er Zeit.

Vorher wird er den Ex-Banker-Guru in Mumbai besuchen.

Er hat gegoogelt und herausgefunden: Er heißt Ramesh S. Balsekar, war einer der General Manager der Bank of India und hält täglich um 9:30 Uhr im Apartment No. 10 im Sindhula Building in der Nawroji Gamadia Road in Mumbai Satsang.

Sisyphos auf einem Satsang oder, wie es Ramesh auf seiner Webseite nennt, Prayer, das hätte er sich vor zwei Tagen noch nicht vorstellen können. Doch manchmal ändern sich die Zeiten schnell.

Sisyphos wird seinen Rückflug in die Schweiz verlängern und einen Flug nach Mumbai buchen. Er hat noch genau eine Woche Zeit, bevor er wieder arbeiten muss. Eigentlich war eine Skitour mit alten Freunden geplant, aber die kann er später nachholen. Jetzt ist er in Indien.

Übermorgen wird Sisyphos nach Candolim fahren und seinen Roller zurückgeben.

Er hofft inständig, Marlis dabei nicht über den Weg zu laufen.

In der langen Version des Songs „Tobacco Road“ von Eric Burdon heißt es an einer Stelle, an der alles ausweglos erscheint: „No place to run, no place to hide.“

Da steht Sisyphos; und dass er Marlis nicht begegnen will, hat weniger damit zu tun, dass er seine Flucht begründen müsste, als mit der Unfähigkeit sich abzugrenzen.

Sisyphos hat nie gelernt, die Dinge in seiner Zeit zu erledigen, stattdessen hat er sich bis zur Unkenntlichkeit angepasst. Er wurde geistig und körperlich impotent und fantasielos.

Zwar hat er das so nie wahrgenommen, denn der Impotente fällt unter anderen Impotenten nicht sonderlich auf. Trotzdem scheinen die Versprechungen der Ehe, eine gesunde und vermeintlich glückliche Familie sowie die alljährlichen Boni nicht ausgereicht zu haben, den Wilden endgültig einzuschläfern und zu entsorgen.

Alltag lenkt ab, Alltag macht müde.

Die wenigen Sekunden vor Sisyphos' Flucht, als er vor dem Lavande Supermarket auf seinen Roller stieg, waren nicht alltäglich. Er musste wach sein: Linksverkehr in einem fremden Land. Wenn er nachdenkt, dann scheint es ihm, dass in diesem kurzen Moment all seine Kanäle offen waren und er deshalb die Stimme des wilden Gesellen so klar und deutlich wahrnahm.

Da war sie immer, aber seit Ende der Pubertät nie mehr so eindrücklich, nicht so bestimmend. Alltag lähmt.

Wenn zwei sich gegenseitig festhalten, egal ob in einer Umarmung oder um einen Kampf zu verzögern, wird einer den ersten Schritt zum Loslassen, zur Trennung, tun müssen. Bewegt sich keiner, gibt es keine Entwicklung.

Je länger aber zwei miteinander verkeilt sind, umso verrosteter sind die Mechanismen zur Befreiung und für das Leben danach.

Der, welcher den ersten Schritt tut, wird dann zumindest vorübergehend das Trikot des Bösen tragen müssen.

Im Moment ist das Sisyphe. Denn hätte er nicht wenigstens versuchen sollen, mit Marlis zu reden?

Er hätte einen Familienrat einberufen können, und wenn er schon flüchtet, dann hätte er zumindest einen Tag später anrufen sollen.

Das ist einfach gesagt: Aber hatte Sisyphos wirklich eine andere Möglichkeit, als Hals über Kopf wegzulaufen?

Sicher ist, viele Männer in Sisyphos Situation handeln anders, sonst wäre die Welt voller flüchtiger Ehemänner.

Aber hatte Sisyphos eine Wahl?

Wenn es, wie die Mystiker sagen, eine alles steuernde Quelle gibt, ein vorbestimmtes Schicksal oder Ähnliches, dann hatte er keine Alternative, sondern musste dem unmittelbaren Impuls dieser fremden Macht folgen. Das gilt selbst dann, wenn er in einer Gesellschaft leben würde, in der auf das Verlassen der Familie die Todesstrafe steht. Früher oder später würde man ihn fassen und hängen oder steinigen.

In allen anderen Fällen können wir jedoch unterstellen, dass er zumindest hätte nachdenken und abwägen können.

Was aber, wenn Sisyphos in seinem ganzen Leben nie gelernt hat, mit festgefahrener, verkeilter Situationen umzugehen und diese zu entwirren?

Wenn er nie erfahren hat, dass es außer Rückzug auch die Möglichkeit der Konfrontation gibt?

Dann bleibt nur die Wahl zwischen lebenslänglich und Flucht.

Sisyphos' und Marlis' Partnerschaft lässt sich mit einer Mechanik vergleichen, in der jedes Teil von einem anderen abhängt. Aber leider sind einige Zahnräder durch Rost blockiert.

Was aber nützt die schönste Liebesmaschine, wenn die Räder stillstehen?

Mit Sicherheit waren beide bemüht, die Patina zu überpinseln und abzustauben, aber das reicht eben nicht.

Es hätte Öl oder einen anderen Schmierstoff gebraucht.

Davor hatten beide Angst, denn wäre die Mechanik in Gang gekommen, dann hätten sich auch andere Räder bewegt und das hätte Folgen gehabt. Unabsehbare, unkalkulierbare Effekte, die wiederum furchtbare Auswirkungen haben können.

Sisyphos' Flucht war der Rostlöser, und nun geht wieder etwas.

Zwar wissen weder Sisyphos noch Marlis, wo das hinführt, zumindest aber sind beide in Bewegung. Und da sich die Zahnräder wieder drehen, werden sie notgedrungen ihre Traum- und Fluchtwelten verlassen müssen, um unbeeinflusst voneinander, jeder für sich, erwachsen zu werden und Verantwortung zu übernehmen.

Sie können herausfinden, was sie wollen – unabhängig von Eltern, Schwiegereltern und dem ganzen Üblichen, was man so macht.

Verstecke und Fluchten wird es dann nicht mehr geben, was allerdings nicht heißen muss, auf Träume, die nicht von dieser Welt sind, zu verzichten.

Aber zuerst einmal müssen beide Boden gewinnen, so wie das Flugzeug, in dem Mark und Marlis sitzen und dessen Fahrwerk gerade mit einem Rumpeln vom Piloten zur Landung in Zürich ausgefahren wird.

Marlis hat während des Fluges kein Auge zugetan. Ihr ging durch den Kopf, was jetzt alles kommen würde: ihre Mutter, Freunde, Sisyphos' Chef. Immerhin ist es jetzt fünf Tage her, seit sie Sisyphos zum letzten Mal gesehen und von ihm gehört hat.

Und dann gibt es noch Mark, der während des Landeanfluges schläft, aber die vorangehenden acht Stunden Marlis und den auf der anderen Seite sitzenden Mann genervt hat. Mark, der nicht aufhören wollte, Fragen zu stellen, dem das Essen nicht schmeckte oder dem das Unterhaltungsprogramm im Bordkino nicht gefiel. Mark, der alles über Flugzeuge wissen wollte, aber nicht, weil es ihn interessierte, sondern weil er Kontakt und Zuwendung suchte.

Mark ist schon viel zu lange der Leidtragende der Verkrampftheit seiner Eltern. Aber so ist es eben, wenn zwei sich in eine wertlose Harmonie verbeißen: Den Knochen frisst dann ein Dritter. Nur ist dieser Knochen für Mark ein paar Nummern zu groß, sodass er Gefahr läuft, an ihm zu ersticken. Notgedrungen muss er daher zwischendurch Teile von ihm auskotzen, und wenn man

eine Skala anlegen würde, auf der man Marks Raufereien eintragen würde, entspräche diese exakt den Beziehungstiefs zwischen Sisyphos und Marlis.

Marlis wünschte sich immer wieder, dass Sisyphos ein Machtwort spräche, aber der schweigt beharrlich, denn wenn er früher etwas sagte, war es pädagogisch falsch. Er ist ITler, sie die Pädagogin.

Er hält sich raus. Außerdem hat Mark auffallend gute Noten. Ein wenig Raufen auf dem Schulhof – daraus müssen andere Eltern und die Lehrer doch nicht gleich ein Thema für einen Elternabend machen.

Marlis sind Marks Aggressionen peinlich. Auch hasst sie es, seinetwegen im Mittelpunkt zu stehen. Schließlich ist sie Lehrerin.

Wenn sich Sisyphos doch nur etwas mehr seinen Sohn kümmern würde!

Aber nein, Mark kann machen, was er will.

Gerne vergisst Marlis dabei, dass Mark schon immer machen konnte, was er wollte. Noch mit fünf konnte er sich zwischen die Eltern ins Bett zwängen und demonstrieren, dass er, wenn er wollte, Sisyphos den Platz streitig machen konnte.

Unbewusst liess Marlis das zu, denn wenn Sisyphos auf einer Schulung war, freute sie sich über ihren kleinen Mann, der in seiner Welt natürlich der bessere Mann für sie gewesen wäre.

Kaum war Sisyphos zurück, so war er zwar auf der einen Seite der geliebte Vater, auf der anderen aber Marks Konkurrent.

Und dann dieser unangenehme Zwischenfall.

Es war kurz vor dem Urlaub, als sie von einem Kollegen angerufen wurde, von einem Englischlehrer.

Mark soll ihm auf die Glatze gespuckt haben.

Anfangs hielt sie das für einen Scherz unter Kollegen und fragte sich, wie das funktionieren konnte, dass ein Kind einem wesentlich größeren Lehrer auf die Glatze spuckte.

Aber zu ihrem Leidwesen handelte es sich nicht um einen Ulk, sondern es stellte sich heraus, dass der Lehrer eine Treppe hochging. Er schaute dabei nach oben und exakt in diesem Moment ließ Mark durch den offenen Spalt zwischen den Geländern seinen Rotz fallen.

Mark wusste genau, was er tat, denn ihre Augenpaare hatten sich Sekunden vorher getroffen. Der Englischlehrer war so irritiert, dass er nicht einmal den Kopf wegzog und es mitten auf seine kahle Stirn klatschte.

Er rief Marlis an und Marlis stellte Mark zur Rede.

Dem fiel keine bessere Antwort ein als: „Der hat halt eine Glatze.“

„Hast du dich denn entschuldigt?“

„Wofür denn, er hat doch danach mit mir geschimpft.“

„Sisyphos, jetzt sag doch was.“

Aber Sisyphos sagte nichts.

Einerseits wusste er, dass man Englischlehrern nicht auf Glatzen spuckt, andererseits war er hoch amüsiert, weil ein Teil in ihm sich wünschte, seinem Chef auch einmal auf den blanken Schädel zu rotzen.

Also fragte Sisyphos: „War das wirklich nötig?“

Und Mark grinste und sagte: „Ja.“

So lief es immer.

Marlis war sauer auf Sisyphos. Sisyphos war sauer, weil Marlis nicht mit ihm lachen konnte, und Mark war einmal mehr enttäuscht, dass seine Eltern wegen ihm stritten.

Weil er nicht weiter wusste, ging er hinaus und trat einem anderen Kind beim Fußballspielen so mächtig vor die Füße, wie man es nun wirklich nicht macht – es sei denn, es ist das Endspiel einer Weltmeisterschaft.

Dann saß er im Unterricht, zappelte und konnte sich nicht konzentrieren. Er dachte an Papa und Mama und war verzweifelt über alles, was er angerichtet hatte. Und da dieses Gefühl nicht von alleine verschwand suchte er einen Ausweg: Zum Beispiel mit seiner Steinschleuder auf Hunde zielen oder eine kleine Remperei unter Freunden.

All dies machte Mark unbewusst. Und wahrscheinlich würde es umgehend verschwinden, wenn Mark spüren könnte, dass seine Eltern sich lieben oder zumindest alles dafür tun, ihre Liebe wiederzufinden.

Während das Flugzeug ans Gate rollt, schlummert er. Marlis hingegen ist übermüdet und weiß genau, was geschieht, wenn sie Mark weckt: Er ist grantig, er will nicht aufstehen, er hat Hunger. Dazu kommt die Zeitverschiebung: Für Mark ist es drei Uhr nachts.

In Zürich aber ist es sieben Uhr morgens und Marlis ist froh, dass eine Freundin und nicht ihre Mutter sie vom Flughafen abholt. Sie hat es ihrer Mutter mit Sabines größerem Auto und der Menge des Gepäcks erklärt. Verantwortungsbewusst, wie Marlis ist, hat sie Sisyphos' Koffer nämlich, trotz des Übergepäckproblems am Check-in, nicht in Goa zurückgelassen.

Seit fünf Tagen ist Marlis zurück.

Anfangs machte ihr das leere Haus, aber auch die Neugier ihrer Nachbarin zu schaffen. Jetzt rächte sich, dass sie die kinderfreundliche Variante mit offener Terrasse gewählt hatten. Ein Mini-Energie-Reihenhaus, mit Spielstraße vor der Tür: Jeder beobachtet die Schritte der anderen und es scheint Marlis, als fehlten nur die Kameras für eine perfekte Überwachung.

Vor Sisyphos' Verschwinden hat Marlis dies nicht bedrückend empfunden. Sie ärgerte sich darüber, wie dünnhäutig sie geworden war. Nach Marks Geburt genoss sie es, nachbarschaftliche Kontakte zu haben, denn die sind in Zürichs Schlafstädten nichts Selbstverständliches. Weder Land noch Stadt zeichnen sich die Vororte nämlich weniger durch ein Miteinander, als durch die Flucht ihrer Bewohner voreinander aus. Da sind selbst inhaltsleere Begegnungen Gold wert. Außerdem hatte Marlis nie etwas zu verstecken. Bis jetzt. Sie spürt einen unbestimmten Druck.

Die Schattenseite des Nachbarschaftlichen ist nämlich die Konkurrenz: um die perfekte Beziehung, den besten Job, die intelligentesten und sportlichsten Kinder – wohlgezogen und mit zuvorkommender Höflichkeit ausgestattet, dabei lässig und unangestrengt wirkend. Es ist ein subtiles Gefüge, in dem niemand unter einen gewissen Standard fallen, diesen aber mit gelebter Freude auch nicht überschreiten darf.

Je öfter man sich trifft, je filigraner die Hierarchien werden und je öfter man miteinander grillt, umso anstrengender wird der Wettbewerb. Für Menschelndes, Schwächen und Schwierigkeiten verschwindet in dieser auf Perfektion getrimmten Idylle der Raum. Ein Paar mit Problemen muss sie lösen. Schnell und sauber. Aber um Himmelswillen doch nicht die Nachbarn reinziehen.

Man hat genügend eigene Herausforderungen.

Und wofür gibt es Swinger-Klubs, Bordelle und Scheidungsanwälte?

Marlis spielte mit ihrer Nachbarin Verstecken. Die wäre ihr nämlich gerne rein zufällig begegnet, um in einer scheinbar belanglosen Plauderei herauszufinden, wo Sisyphos geblieben ist. Dass der nicht im Flugzeug nach Zürich saß, hatte sich schnell herumgesprochen. In einem auf Kontrolle gebauten Mikrokosmos entgeht den Anstandsinstanzen nichts.

Marlis vermied jede Möglichkeit eines Zusammentreffens. Zum Einkaufen fuhr sie in eine fünfzehn Kilometer entfernte Kleinstadt und nicht in das nahegelegene Shopping-Center. Auch Mark hatte sie eingebläut, zumindest vorläufig den anderen Kindern nichts zu erzählen. Sie wusste, lange würde das nicht gut gehen.

Marlis wirkte gehetzt, sie bekam Stressflecken und Schlafstörungen. Es konnte der Jetlag sein, das leere Kissen neben ihr oder ihre innere Leere, in der sich zyklisch Wut und Trauer mischten.

Das Schlimmste für sie war das Nichtwissen. Was mit Sisyphos war und wie es weitergehen würde.

Aber da war noch etwas: die ewigen Wiederholungen. Bereits in den letzten Tagen in Goa hatte sie es gespürt: Aufstehen. Frühstück. Mark zur Betreuung bringen. Yoga. Mark abholen. Strand. Zwischendurch etwas essen. Schlafen.

Unruhig schlafen, mit einer diffusen Angst im Nacken vor dem nächsten ritualisierten Tag. Unter Spannung ineinander verzahnte Stunden. Eine streng getaktete Struktur, die Leerlauf zu vermeiden versucht. Sollten dennoch ungeplante Pausen entstehen, konnte Marlis Blumen gießen, putzen, aufräumen, Wäsche zusammenlegen.

Seit Sisyphos' Flucht wurden die Zwischenräume in diesem Ablauf grösser. Der Lückenbüßer hatte Momente der Einsamkeit hinterlassen.

Dies soll im Umkehrschluss nicht bedeuten, dass Sisyphos den Hohn der sinnlosen, immer wiederkehrenden Arbeit gemildert hätte. Er machte ihn nur erträglicher. Mit Sisyphos zu reden, war zwar wie mit einer Wand zu sprechen, dennoch konnte sich Marlis dabei wenigstens über jemanden ärgern. Ihre Wut hatte eine Richtung und ein Gegenüber.

Jetzt fragte sie sich, wie sie die Kraft für den nächsten Tag, für die Wiederholungen des ewig Gleichen aufbringen soll und der Gedanke an einen trostlosen Morgen raubte ihr den Schlaf. Aus der Alltagsmüdigkeit vor dem Urlaub ist eine bleierne Trance geworden, in der Marlis einzig ihr unüberwindliches Schicksal sah. Jeden Tag ging etwas verloren und sie hatte keine Idee wofür.

Zwischendurch wünschte sich Marlis den Zustand vor Sisyphos' Flucht zurück, denn selbst bei schleppend anstrengendem Halbjahressex konnte im Unglück eine Form von Verbundenheit wachsen. Ein Trost.

Jetzt war sie allein.

Es gab niemanden, der ihre herausgeplapperten Wiederholungen überhörte, und das Fehlen des Ventils steigerte den Druck. Sie konnte ihr Jammern selbst nicht mehr hören.

Marianne Faithfull bietet in ihrem Song „The Ballad of Lucy Jordan“, neben dem Freitod, zwei Möglichkeiten für den Umgang mit erstarrten Ritualen gepflegter Vorstädte: Weiter stundenlang das Haus putzen und die Blumen neu arrangieren, oder aber nackt und schreiend durch die Stadt rennen.

Alle drei schieden für Marlis aus.

Dennoch war sie sich klar, dass sie sich nicht ihr Leben lang verkriechen konnte, nicht in

diesem Umfeld. Man würde sie finden und dann begänne ein spitzfindiges Tribunal ohne Möglichkeit einer Verteidigung.

Wenn aber die Hinrichtung unvermeidlich war, dann wollte Marlis wenigstens mit einem trotzig erhobenen Haupt zur Richtstätte schreiten. Allerdings hatte sie keine Ahnung, wie sie ihren Eigensinn ausdrücken sollte. Alle Ideen scheiterten an ihren Vorstellungen eines sozial angemessenen Verhaltens. Ihre Scham war größer als ihre Angst vor dem Tod, den sie sich, wie sie sich einredete, nur Marks wegen nicht wünschte.

Ihr ersten Tage und Nächte waren unerträglich. Am dritten aber erhielt Marlis Besuch von ihrer besten Freundin, und langsam begann sich die Stimmung zu verändern.

Jetzt ist Wochenende und oberflächlich hat sich Marlis gefangen. Statt Trübsal zu blasen oder Sisyphos nachzutruern, hat sie etwas vor. Sie wird etwas vollkommen Neues ausprobieren. Sie wird es eigensinnig und gegen alle Widerstände und Bedenken durchsetzen.

Es wäre doch gelacht, wenn sie sich von Sisyphos' dummer Idee wegzulaufen und von einer Orwellschen-Reihenhaussiedlung unterkriegen lassen und ihren Lebenswillen verlieren würde.

Dabei hat sie eine Begegnung am letzten Tag ihres Yoga-Kurses bestärkt.

Kurz nachdem sie sich von ihrer Gruppe verabschiedet hatte und bereits auf dem Weg zu ihrem Taxi war, stand der Mann, der beim Adho Mukha Svanasana nur Augen für die Frau vor ihm hatte, neben ihr.

„Schade, dass du morgen schon fliegst. Ich hätte dich gerne kennengelernt.“

Marlis war überrascht, dass sie dem Mann überhaupt aufgefallen war. Sie war überzeugt, dass er nur wegen der anderen Frau ins Yoga kam. Entsprechend abweisend reagierte sie.

„Tja, da kann man nichts machen.“

Der Mann aber blieb hartnäckig.

„Ich finde es wirklich schade, dass du fliegst. Du hast die letzten Tage traurig ausgesehen. Traurig, aber auch schön.“

„Was du so siehst.“

„Ja. Eine berührende Schönheit.“

„Ich muss jetzt. Mein Sohn wartet.“

„Darf ich dich heute Abend zum Essen einladen?“

„Kaum. Ich muss packen. Außerdem hab ich keine Kinderbetreuung.“

„Bring ihn doch mit.“

„Der würde sich nur langweilen.“

„Wie alt ist er denn?“

„Zehn.“

„Das passt. Meine Tochter ist elf.“

„Ich wusste gar nicht, dass du eine Tochter hast. Und deine Frau? Ich meine, ihre Mutter?“

„Ist vor zwei Jahren bei einem Unfall ums Leben gekommen.“

„Das tut mir leid.“

„Wieso, du kannst doch nichts dafür. Außerdem hab ich kein Tattoo auf der Stirn: ‚Alleinerziehender Witwer‘. Also, was ist mit heute Abend? Wir können euch mit dem Taxi abholen, dann fahren wir ins Sublime. Ein tolles Restaurant. Es würde dir gefallen.“

Die Offenheit des Mannes und dass er seine Tochter mitbringen wolle ließen Marlis anfängliche Abneigung schmelzen, aber auch ihre Neugier auf seine Lebensgeschichte spielte eine Rolle.

Sie willigte ein, und erst nach ihrer Zusage wurde ihr klar, dass sie, mit Mark im Schlepptau, nicht umhin käme, über Sisyphos' Verschwinden zu sprechen. Seltsamerweise konnte sie sich damit abfinden. Es war ihr letzter Tag in Goa und man würde sich ohnehin nie wiedersehen.

Am Abend, als der Mann sie und Mark abholte, war sie geschockt, als sie im Taxi eine weitere Person erkannte: die Frau, die unter ihrem Yoga-Shirt nie einen BH trug.

Sie wollte weglaufen, doch es war zu spät. Das Taxi hatte gestoppt, die Tür wurde von innen geöffnet und der Mann rief fröhlich: „Los. Steigt ein.“

Marlis sagte nichts. Beim Anblick der Adho-Mukha-Svanasana-Frau war ihre Stimmung weit unter den Nullpunkt gesunken. Was eine Unverschämtheit, gerade die mitzubringen! Reichte es nicht, dass er ihr beim Yoga ständig auf die Titten schaute? Musste er Marlis jetzt auch noch vorführen?

„Hallo Marlis. Schön, dass ihr euch entschieden habt, an eurem letzten Abend mit uns essen zu gehen. Das ist übrigens Monika, meine Schwester.“

Marlis schluckte: „Hallo Monika.“

„Ohne sie hätte ich Goa und den Yogakurs nicht machen können. Aber du weißt ja selbst, wie

das mit der Kinderbetreuung ist.“

„Aber ihr wart doch meist zusammen im Yoga?“

„Manchmal hatten wir das Glück, dass Monikas Vermieterin meine Tochter nahm.“

Es dauerte einige Zeit, bis Marlis wieder bei sich war. Vor allem das Stolpern über ihre Vorurteile hatte ihr mächtig zugesetzt.

Es wurde ein schöner Abend. Das Essen war exquisit und eine Abwechslung zu den Strandbuden. Mark spielte mit Bernds Tochter, und als sie das Taxi zurückbrachte, tauschten sie Adressen und Telefonnummern.

Für Marlis war das Berührendste, als Bernd über die Zeit nach dem Verlust seiner Frau sprach. Es war eine ehrliche, zuweilen brutale Reflexion über Partnerschaft und Liebe, Verzweiflung und Entfremdung und den endgültigsten Moment im Leben. Ein Satz Bernds blieb Marlis dabei besonders in Erinnerung: „Es ist eine Ausrede, dass wir keine Zeit haben und alles irgendwann von selbst besser wird. Es wird nicht besser. Das Einzige, was wir können, ist, unsere Liebe augenblicklich verschenken. Unmittelbar und ohne jeden Vorbehalt. Mit allem, was wir zurückhalten, strafen wir nur uns selbst. Es wird nämlich nicht besser, aber mit absoluter Sicherheit irgendwann unmöglich. In diesem Körper haben wir nur ein einziges Leben. Was kommt, weiß keiner.“

Das war direkter als jeder Satsang: Ein einziges Leben, und niemand weiß, ob es nicht plötzlich endet. Sie hatte viel darüber nachgedacht und musste zu ihrer Bestürzung feststellen, dass sie schon lange nur noch für die Familie lebte und ihre Bedürfnisse, hintanstellte. Alle Lust und Lebendigkeit hatte sie in einer Gummizelle, deren Wände aus Gewohnheit und Moral bestanden, entsorgt. Irgendwann und unter dem Diktat der nicht enden wollenden Wiederholungen warf sie später auch den Schlüssel zu diesem verbotenen Trakt weg: „... und führe uns nicht in Versuchung.“

Wieder in Zürich und ermuntert durch ihre beste Freundin, beschloss Marlis jedoch, ab sofort den zur Seite geschobenen Leidenschaften zu folgen. Es war ein Aufbäumen gegen die scheinbar verordnete Vorbestimmung. Ein letzter Versuch.

Die Dinge in die Hand zu nehmen und das Schicksal als menschliche Angelegenheit zu begreifen, die unter Menschen und ohne Gott geregelt werden muss, ist für eine vorübergehend Alleinerziehende mit einem zehnjährigen Jungen allerdings nicht unproblematisch: Es setzt einen klaren Kopf, einen entspannten Körper und vor allem Zeit voraus.

Wie gut, dass es die Oma gibt; die wird Mark von Freitag bis Sonntag zu sich nehmen. Das

war nie ein Problem, und auch Mark scheint sich auf ein Verwöhnwochenende bei seinen Großeltern zu freuen.

Die Taschen aus Indien sind ausgepackt, die Wäsche ist gewaschen. Marks Zimmer aber ist unaufgeräumt. Marlis hatte keinen Impuls, Ordnung zu schaffen.

Was ist denn dabei, wenn ein Kinderzimmer unordentlicher? Das regt die Kreativität an.

Ohnehin wundert sich Marlis, wie selbstverständlich Mark das Verschwinden seines Vaters wegsteckt. Verglichen mit sonst ist er zahm. Als ihre Mutter kommt, schließt Marlis dennoch die Tür zu Marks Spielzimmer. Sie will unter keinen Umständen, dass sie hineingeht.

Für Marlis ist es das erste Treffen mit ihrer Mutter nach Indien, und schon das Telefonat, in dem sie sie bat, Mark für das Wochenende zu sich zu nehmen, war anstrengend. Jetzt kommt der schrecklichste Moment. Ihre Mutter wird sie konfrontieren:

Dass Sisyphos der falsche Mann war.

Dass sie es schon immer gewusst hat.

Dass sie Marlis gewarnt hat.

Dass Sisyphos nicht ihr Mann ist, sie aber sicherlich wüsste, was sie machen würde.

Und dass es schon immer so war, dass man sich bei Marlis den Mund fusselig redet.

Das ganze Programm. Und nicht nur einmal.

Marlis weiß, dass ihre Mutter unzählige Versionen auf Lager hat, genauso, wie sie unendlich viele Varianten kennt, mit denen sie Sisyphos auf die Palme bringen kann.

Wie Sisyphos bräuchte Marlis Zeit. Das Treffen mit ihrer Mutter ist viel zu früh. Sie ist unsortiert und hätte es am liebsten abgesagt, dann aber hätte sie kein freies Wochenende. Auf der anderen Seite: es ist ihre Mutter und Mark ist ihrer Mutter Enkel und ihre Mutter ist Marks Großmutter und überhaupt.

Außerdem meint ihre Mutter es gut. Sie wollte immer, dass Marlis es besser hat als sie. Deshalb rät sie ihr jetzt auch zur Scheidung.

Aber Marlis kontert: „Komm mir nicht mit Scheidung. Warum hast du dich denn nicht scheiden lassen? Wie du immer auf Papi geschimpft hast. Hinter seinem Rücken. Und dann hast du dich bei uns ausgelassen.“

„Das waren andere Zeiten. Eine alleinerziehende Mutter – das war damals unvorstellbar. Außerdem hat unser Vater immer gut für alle gesorgt.“

„Er ist nicht dein Vater. Ihr seid verheiratet.“

„Und du wolltest auch nie alleinerziehend sein. Jetzt bist du es.“

„Das ist noch lange nicht sicher.“

„So sicher wie das Amen in der Kirche. Ich hab diesen Sisyphos nie besonders gemocht, aber du wolltest ihn unbedingt. Wenn du dir das nur besser überlegt hättest. Aber jetzt kann man nichts mehr machen. Die Andrea, mit der du in der Schule warst, ist jetzt schon seit über einem Jahr geschieden und die kommt gut zurecht. Die hat jetzt einen Mann kennengelernt. Du glaubst nicht, in wie vielen Verwaltungsräten der sitzt.“

„Ich lasse mich nicht scheiden.“

„Das werden wir noch sehen. Wart mal ab, wie du in einem Jahr denkst, wenn dein Sisyphos alle Konten geplündert hat.“

„Nichts wirst du sehen.“

„Was hat der sich bloß dabei gedacht, einfach so zu verschwinden!“

„Papi ist auch immer verschwunden. Zuerst hat er im Keller an seinen Modellautos gebastelt und später an Computern.“

„Das ist was anderes. Er hat seine Familie nie verlassen.“

Das Gespräch läuft exakt, wie Marlis es sich vorgestellt hat. Es hat keinen Sinn, mit ihrer Mutter zu reden.

Die aber hört nicht auf, sondern schaltet einen Gang höher: „Du weißt, dass ich immer hinter dir stehe, aber hast du dir schon mal überlegt, ob Sisyphos' Verschwinden nicht auch etwas mit dir zu tun hat? Ich will mich nicht in eure Beziehung einmischen, aber ...“

„Du mischst dich gerade ein.“

„Meine Güte, glaubst du, dass dein Vater immer einfach war? Da muss man als Frau auch mal die Zähne zusammenbeißen.“

„Was meinst du?“

„Das letzte Mal, als ich Sisyphos sah, wirkte er nicht unbedingt glücklich.“

„Bitte sag deutlich, was du meinst.“

„Du warst nie einfach. Ich hab doch gesehen, wie dein erster Freund gelitten hat. Das war ein wirklich Feiner. Und aus einer guten Familie.“

„Du weißt genau, was war. Er hat meine beste Freundin angemacht und ich weiß bis heute nicht, ob die miteinander im Bett waren.“

„Das war ein gebildeter junger Mann, der wird seine Gründe gehabt haben. Ich hab übrigens

mit Onkel Peter gesprochen.“

„Worüber? Du weißt, dass ich ihn nicht mag, dieses Besserwischerische. Außerdem ist er ein Grapscher.“

„Ach Gott, nur weil er dir, als du vierzehn warst, mal einen Klaps auf den Hintern gab. Daran ist noch niemand gestorben.“

„Das war kein Klaps. Er hat mir an den Arsch gelangt.“

„Ja vielleicht, aber er hat dich eben noch für das kleine Mädchen gehalten.“

„Genau das hat er nicht. Aber darüber müssen wir jetzt nicht streiten. Ich hab dir gesagt, dass ich nichts, aber auch gar nichts mit Peter zu tun haben will. Das war übergriffig, Onkel hin oder her.“

„Irgendwann muss man mal einen Strich unter alte Sachen machen.“

„Heute würde man das Missbrauch nennen.“

„Dass ich nicht lache. Ein Klaps auf den Hintern einer Vierzehnjährigen! Peter ist zum fünften Mal verheiratet. Was will der mit einer vierzehnjährigen, pubertierenden Göre?“

„Lassen wir' s. Was hast du ihm erzählt.“

„Ich hab dein Problem beschrieben. Er ist Anwalt und könnte dir bei deiner Scheidung helfen. Er hat mir erklärt, dass das gar nicht so einfach ist, wenn der Mann plötzlich verschwindet. Du musst ihn vermisst melden oder für tot erklären lassen. Aber davon hast du ja keine Ahnung. Du hast wahrscheinlich bis heute nicht einmal eine Anzeige bei der Polizei gemacht.“

„Sisyphos ist nicht tot.“

„Woher willst du das wissen?“

„Er ist nicht tot und irgendwann wird er sich melden.“

„Naja, so schnell stirbt man heute auch nicht an der Syphilis oder dem Tripper.“

„Jetzt reicht's.“

„Ich meine nur, was man so hört aus Thailand.“

„Wir waren in Indien.“

„Dieser ganze Yoga-Hokuspokus. Vielleicht sitzt er ja bei einem Guru, der ihm das Geld aus der Tasche zieht.“

„Sisyphos und ein Guru. Nie und nimmer.“

„Sei dir da mal nicht so sicher. Du warst auch davon überzeugt, dass er zuverlässig ist. Und jetzt? Vergiss nicht, dass wir für die Hypothek auf dem Haus bürgen. Ich will gar nicht wissen,

was da noch auf uns zukommt. Aber es ist ja auch meine Schuld. Du hattest schon immer einen zerstörerischen Willen und wir haben das zu sehr schleifen lassen.“

„Es reicht. Und wenn du nie Verantwortung übernommen hast, ist das deine Sache. Ich übernehme sie und lass mich nicht scheiden. Übrigens, wenn wir gerade dabei sind: Weißt du eigentlich, wie oft ich für dich da war, nur weil der Papi im Keller saß und wieder etwas von einer Festplatte auf eine andere überspielt hat? Weil er zu geizig war, sich eine größere zu kaufen. Weißt du eigentlich, wer ihm den ersten einwandfrei funktionierenden Computer geschenkt hat? Sisyphos.“

„Das waren doch nur Spielereien, aber niemand ist weggelaufen. Willst du das nicht sehen, willst du nie in der Realität ankommen?“

„Stopp. Dein Leben ist dein Leben und meines lass bitte mir.“

„Ich kann's nicht glauben. Du bist auch noch stolz darauf, verlassen zu werden.“

„Bitte hör auf. Ich kann nicht mehr.“

Anfangs hat Marlis versucht, sich zusammenzureißen. Sachlich und ruhig zu bleiben. Dann ist sie verzweifelt geworden, und jetzt ist sie wütend. Ihre Mutter spürt das.

Und da es Marlis' Mutter nicht um echte Kommunikation, um ein Voneinander-Lernen und Miteinander-Wachsen, sondern um Macht geht, setzt ihre Mutter nach: „Dann kann ich ja gehen und du kannst sehen, wie du das Wochenende klarkommst. Bei dem, was ich mir alles anhören muss, weiß ich gar nicht, warum ich überhaupt vorbeigekommen bin. Ich hab wirklich Besseres mit meiner Zeit anzufangen.“

„Bitte. Bitte hör auf.“

„Nein, das hörst du dir jetzt noch an. Ich bekomme ja mit, wie Mark aufblüht, wenn er bei uns ist.“

Marlis weiß, dass dies das letzte Register ist, das ihre Mutter zieht: was für eine schlechte Mutter Marlis sei. Was Mark der Oma erzähle, wenn er zu Besuch ist, und dass Mark nie eine ordentliche Erziehung bekommen habe.

Marlis sagt nichts, denn sie weiß, sobald ihr Tränen laufen, ist alles vorbei. Ihre Mutter hat gewonnen und kann sich später großmütig entschuldigen. Das Verhältnis ist geradegerückt: Marlis, die unwissende Tochter, die vom Leben keinen Schimmer hat. Auf der anderen Seite ihre Mutter, die es gut meint und manchmal ihre Tochter auch gegen deren Willen schützen muss.

Das war schon immer so, und früher bot Marlis ihrer Mutter tatsächlich kein Paroli. Sie war die Brave, Angepasste und überließ die Rebellion ihrer Schwester. Die provozierte mit

ultrakurzen Röcken und bauchfreien Tops, bis die Mutter sie nicht nur als ordinär bezeichnete, sondern in einem Anfall massiver erzieherischer Grenzüberschreitung die nuttigsten Teile der Flittchen-Kleidung aus ihrem Schrank entsorgte. Marlis war davon nicht betroffen, geprägt hat es sie dennoch. Langsam wird ihr klar, wo ihre rigiden Urteile, wie das gegen Monika, die Adho-Mukha-Svanasana-Frau, herkommen. Auch ihre Verachtung gegenüber allem vermeintlich Unsinnigen wie Computerspielen hat mit Sicherheit seinen Ursprung in diesem auf Kultur bedachten, aber erstarrten Bildungsbürgertum.

Doch all diese Erkenntnisse nützen ihr nichts, denn im Moment sitzt ihre Mutter am längeren Hebel. Sie könnte ihr das Wochenende vermasseln.

Mark, der die anschwellende Lautstärke am Ende der Auseinandersetzung gehört hat, kommt heulend aus seinem Zimmer und fragt, ob die Oma nun auch geht.

Marlis schaut zu ihrer Mutter und diese schuldbewusst, aber nicht ganz ohne Tadel, zu Marlis. Und obwohl beide wissen, dass ein Weiterkämpfen nur zu einer noch heftigeren Eskalation führt, kann es Marlis Mutter nicht lassen: „Da siehst du, was du angerichtet hast.“

Dann hält sie die Arme für Mark auf: „Nein, die Oma geht nicht“.

Dies wiederum regt Marlis dermaßen auf, dass sie ihrer Mutter sagt, sie könne Sisyphos gut verstehen: Bei einer solchen Schwiegermutter wäre sie auch gegangen, und so gehe es unter keinen Umständen weiter. Es funktioniere nicht, wenn man immer nur Rücksicht, Rücksicht, Rücksicht aufeinander nimmt.

Jetzt ist Schluss. Mark weiß nicht mehr, an wem er sich orientieren soll, und beginnt zu weinen. Er hat keine Ahnung warum. Es kommt über ihn, und als Marlis ihn in den Arm nehmen will, schiebt er sie weg.

Natürlich ist die Verbindung zu seiner Mutter stärker, aber im Augenblick strahlt die Oma mehr Sicherheit aus. Das braucht Mark jetzt.

Am liebsten würde Marlis ihre Mutter rauswerfen, Mark in den Arm nehmen, sich mit ihm ins Bett legen und weinen.

Aber das geht nicht, denn da sind ein Kribbeln und ein Sog. Sie ist hin- und hergerissen zwischen ihrem Egoismus, dem Neuen, was sie ausprobieren will, ihrer Mutter, Mark und der Noch-Partnerschaft mit Sisyphos.

Marlis' Gefühle sind verwirrend und paradox: Je mehr ihre Mutter interveniert, umso mehr fühlt Marlis, wie wichtig diese Noch-Partnerschaft für sie ist. Sie spürt, dass dies kein Trotz ist, ebenso wenig aber könnte sie sagen, was es ist und wohin es führt.

Wahrscheinlich ist das erste Mal in ihrem Leben alles offen.

Es scheint, als sei die Situation zwischen Marlis und ihrer Mutter schon lange verfahren, aber das täuscht. Noch kurz vor dem Urlaub in Goa haben sie zusammen schöne Tage im Tessin verbracht, fast wie Freundinnen.

Die Heftigkeit der gegenwärtigen Auseinandersetzung geht daher vor allem auf das Konto der Hilflosigkeit von Marlis' Mutter. Da stürzen Welten ein, wenn das Udenkbare, das, was man selbst immer weggeschoben hat, der Tochter widerfährt. Und die will nicht einmal sehen, dass sie verlassen wurde. Fast scheint es, als amüsierte sie sich darüber. Zumindest scheint es ihr nichts auszumachen.

Da ist was dran, denn tatsächlich leidet Marlis im Moment nicht so, wie man es erwarten könnte.

Sie ist mit dem Kopf woanders, denn Marlis trifft heute einen Mann.

Sie trifft einen Mann, den sie zuvor nie leibhaftig gesehen, mit dem sie nie gesprochen, sondern nur E-Mails und ein Foto ausgetauscht hat. Auf die Idee zu diesem „casual date“, hinter dem sich etwas in der Bandbreite zwischen One-Night-Stand und Affäre verbirgt, hat sie ihre Freundin Sabine gebracht.

Drei Tage, nachdem Marlis aus Goa zurückgekommen war und Sabine sie vom Flughafen abgeholt hatte, trafen sie sich abends wieder.

Es war ein langer Abend mit einem übermüdet gekochten Essen und viel Wein. Im Verlauf des Beisammenseins konnte Sabine Marlis überzeugen, dass die Beziehung mit Sisyphos vielleicht doch nicht so gut war, wie Marlis immer dachte.

Sie machte es so vorsichtig und behutsam, wie es nur die beste Freundin kann. Marlis hörte zu. Auch wenn ihr vieles nicht gefiel und sie oft widersprechen wollte.

Sie hörte zu und musste erfahren, dass sie auffallend viel putzte und sich hinter der Hausarbeit und Kinderziehung versteckte. Dass sie zumeist andere wichtiger nimmt als sich selbst, Sisyphos bemutterte und dadurch für ihn unattraktiv wurde. Am meisten schockierte Marlis, dass dies bereits den Freunden auffiel. Sie hatte es nie so wahrgenommen, für sie war es selbstverständlich.

Natürlich hatte Marlis bemerkt, dass sie nur noch selten mit ihren alten Freundinnen um die Häuser zog und nicht einmal mehr alle halbe Jahre Party machte.

Aber ist das nicht normal, wenn man älter wird, einen Mann, ein Kind und ein Haus hat?

Da ist man abends müde.

Sabine wollte wissen, ob sie spüre, dass ihr etwas abhandengekommen war.

Marlis hatte keine Antwort. Ihr schien es natürlich, dass sich mit Marks Geburt ihre Interessen und Vorlieben verschoben haben. Dass sie sich an die Umstände anpasste. So wie immer.

„Und, habt ihr noch Sex?“, fragte Sabine.

Marlis schluckte und musste am Ende zugeben, dass Sisyphos und sie sich verhungern ließen. Dass es nie wirklich passte. Weil da immer eine Abwehr war und Ausreden und irgendwann keiner von beiden mehr Energie hatte, die Initiative zu ergreifen.

Es gab zu viele Neins.

Sisyphos gegenüber hätte sie das nie thematisiert, noch zugegeben. Sexuelle Schwierigkeiten, Verlust des Begehrens, das passte, obwohl es seit über fünf Jahren Realität war, nicht in ihr Bild einer gesunden Partnerschaft. Sonst war die Ehe doch gut, zumindest genauso gut wie die ihrer Mutter. Was aber im Klartext hieß: Sie war beschissen.

Auch wusste Marlis, dass sie schon lange nicht mehr die war, die sie einmal war: aktiv und lustvoll. Zumindest glaubte sie, dass sie das einmal war.

Aber hatte sie jemals den Sex und die Lust gelebt, nach der sie sich sehnte?

Sabines Meinung war eindeutig: Nein. Nie.

Sabine erinnerte Marlis, dass sie schon früher zurückhaltend war. Dass sie nie einen tiefen Ausschnitt trug und sogar noch heute, wenn sie einmal im Jahr nachmittags einen Abstecher auf die Street Parade machte, niemals ein gewagtes Top tragen würde.

Sabine wollte wissen, ob es sie nie reizte, verführerisch zu wirken.

Das ist eines von Marlis Problemen: Wo ist die Grenze zwischen gewagt verführerisch und Exhibitionismus?

Sie hatte keine Ahnung. Sie wusste nur, dass sie in ihrem Leben nie etwas riskierte. Dass sie nie wagte, sich mit ihrer Lust zu konfrontieren und ihre durchaus vorhandenen narzisstischen Anteile zu leben. Stattdessen zeigte sie lieber mit dem Zeigefinger auf andere. Genau wie ihre Mutter.

Ihre Gefühle und das Sexuelle hatte sie in einen Tresor gesperrt und die Kombination vergessen. Da halfen auch kein Yoga und keine spirituelle Ablenkungen. So, wie Sisyphos die Dinge ignorierte oder intellektualisierte, so versteckte sie sich hinter karmischen Verstrickungen und kosmischen Energien.

Es wurde Zeit, dass sie ihren Körper und ihre Sinnlichkeit in Besitz nahm. Sie hatte nur

keinerlei Ahnung wie.

Sabine ist vollkommen anders, sie hat keine feste Partnerschaft und Kinder, dafür hat sie Liebhaber. Meistens mehr als einen.

Zwischendurch sehnt sich Sabine zwar immer wieder nach einer stabilen Beziehung, aber wenn dann ein Mann da ist, der das ebenfalls will, wird es ihr schnell zu nah. Sie hat dann lieber viele aufeinander folgende Affären, obwohl das mittlerweile auch anstrengend wird, vor allem, wenn sich verheiratete Kerle in sie verlieben.

Sie sagt zumeist: „Ich weiß überhaupt nicht, was der von mir will“, und übersieht in ihrer spielerisch narzisstischen Koketterie, dass sie es war, die ihn um den Finger wickelte und in Trance tanzte. Das kann sie gut.

Dabei hat Sabine hohe Ansprüche an Männer, denn selbstverständlich hat sie nur das Beste verdient. Aber Anspruch und Realität weichen voneinander ab, und so waren die letzten Männer Sabines, an die sich Marlis erinnern kann, ein arbeitsloser koksender Banker, ein Makler mit schwerem Hang zum Alkohol und ein Psychoanalytiker mit einer leeren Praxis. Der Kokser lebt nach dem Verlust seiner Wohnung bei seiner Mutter und der Psychoanalytiker verließ sie umgehend in Richtung Süd-Ost-Asien, nachdem ihm ein beachtliches Erbe zugefallen war. Was aus dem Makler wurde, weiß niemand.

Trotz aller Enttäuschungen ist Sabine bei jedem neuen Abenteuer überzeugt, dass es diesmal der Richtige ist. Sie verschwindet dann vom Radar ihrer Freunde, um, sobald sie herausgefunden hat, dass er es doch nicht war, genauso unvermittelt wieder aufzutauchen.

Dann steckt sie für mehrere Wochen in einem melancholischen Loch.

Diese Löcher verbinden Marlis und Sabine.

In den Hoch-Zeiten, nämlich dann, wenn Sabine einen neuen Mann hat, kommen Marlis und sie nie in Berührung – begegnen tun sie sich nur, wenn beider innere Leere überhandnimmt.

Bei Sabine geschieht das in Wellenbewegungen.

Mit Sisyphos hingegen sitzt Marlis seit über fünf Jahren in einem Dauerloch.

Marlis spürte schon lange, dass sich etwas ändern muss. Mit Sisyphos konnte sie sich diesen Wandel allerdings nicht vorstellen. Also einigten sie sich, das Thema Veränderung auszuklammern. Unausgesprochen natürlich. Was wiederum dazu führte, dass jeder mit seinen Sehnsüchten alleine blieb und beide sich eine verkrampfte Zufriedenheit vorspielten.

Unter diesem Deckel brodelte bei Marlis die Sehnsucht nach Hingabe.

Hingabe aber verlangt ein Gegenüber.

Das war Sisyphos nicht. Selbst in ihren besten Zeiten wäre Marlis nicht auf die Idee gekommen, sich leidenschaftlich an seine Brust zu werfen.

Später zog sich Sisyphos zurück – so wie ihr Vater von ihrer Mutter.

Was für eine Hingabe soll das werden?

Hingabe an ein Nichts?

Um den Mangel nicht zu spüren, stellte Marlis die Flamme unter ihrem Topf kleiner. Sie nahm die Energie weg und verschloss sich ebenfalls.

Zwischen ihr und Sisyphos wurde es einseitig. Nicht nur von ihr aus, auch Sisyphos' Handeln ging zumeist haarscharf an ihr vorbei. Sie sahen sich nicht mehr, sondern verstrickten sich in Missverständnisse, deren Klärung sie mit Hinweis auf die Pflichten des Alltags immer wieder verschoben. Fühlen, das Spüren eines Mangels, aber auch von Lebensfreude, hätte ihren fragilen Frieden erschüttert. Das galt es zu vermeiden, schon wegen Mark.

Fesseln spürt, wer sich bewegt.

Es war ein unscheinbares Buch, das die gut verdrängte Sehnsucht nach Loslassen in ihr zum Leben erweckte: „11 Minuten“ des brasilianischen Schriftstellers Paulo Coelho.

Es gibt da eine nicht jugendfreie Szene in der Mitte des Buches. Die Hauptfigur, die Prostituierte Maria, hat einen speziellen Freier. Der führt sie in die Welt des Sadomasochismus ein: Maria muss seinen Befehlen gehorchen, und ist sie nicht schnell genug, schlägt er sie mit einer Peitsche. Es schmerzt, aber es bereitet ihr auch Lust, und am Ende, als der Freier mit dem Peitschenstiel ihr Geschlecht berührt, explodiert sie in einem gigantischen Orgasmus. Darauf beginnt Marias gesamtes Weltbild zu bröckeln. Sie hat noch nie so viel Ekstase empfunden wie bei dieser mit Schmerz und Demütigung verbundenen Praktik.

Alleine der Name Maria: wie Maria Magdalena, die Sünderin, die Jesus die Füße wäscht. Sich verkaufen, hingeben und loslassen, um wieder einmal etwas zu spüren. Etwas lange Verlorenes, was dennoch nicht verschwunden ist, sondern im Schatten des Unanständigen vor sich hin dümpelt.

Aber da gibt es einen gewaltigen Unterschied: Maria aus dem Buch ist eine Hure. Sich geben und zu verkaufen, ist ihr Job. Marlis ist mit Sisyphos dem IT-Direktor verheiratet und hat einen Sohn.

Außerdem stand sie nie auf körperliche Schmerzen, noch hatte sie jemals vor, sich erniedrigen

zu lassen. Was sie faszinierte, war einzig, dass der Freier über Maria verfügte, und ihr daher nichts anderes übrig blieb, als irgendwann loszulassen.

Sich total hinzugeben.

Danach sehnt sich Marlis ebenfalls. Dass es aufhört. Dass es mit einem Schlag endet und sich die Gedanken an Mark, Mundgeruch, leichten Ausfluss, Einkaufszettel und das Aufstehen am nächsten Tag, auflösen.

Sie ist überzeugt: Ihr innerer Raum wird sich dann mit Lust und Ekstase füllen.

Sie legte das Buch Sisyphos hin.

Der kam nicht einmal über die ersten fünf Seiten, dann recherchierte er im Internet über Coelho und nannte ihn nur noch verächtlich Boulevard-Coelho. Auch belegte Sisyphos seither jedes halbwegs spirituelle oder die Seele ansprechende Buch mit dem Attribut „wie Boulevard-Coelho“, selbst wenn es überhaupt nicht von ihm war.

Meine Güte, wie wenig sich dieser Mann für sie interessierte!

Marlis schob es weg. Dann eben keine Hingabe.

Außerdem lag über ihrer Sehnsucht eine vertrocknete Schicht Scham: besser kein Sex als schmutziger Sex.

Gibt es zwischen keinem Sex und schmutzigem Sex überhaupt eine Alternative?

Gibt es einen sauberen Sex in klinisch weißen Laken, den man verheiratet und nach der Geburt eines Sohns haben kann?

Marlis spürt, dass es diesen sauberen Sex, eine Sexualität, von der sie glaubt, dass sie den Bildern ihrer Mutter entspricht, nicht gibt. Kontrolle und Leidenschaft am gleichen Ort sind eine Illusion. Andererseits erzeugt der Verzicht auf Zensur und das Eingehen von Risiken Stress. Was bleibt, ist Routine mit abnehmender Frequenz.

An jenem Abend beschloss Sabine, dass es reiche: „Willst du noch Spinnweben ansetzen? Sisyphos ist weg. Wer weiß, wann er wieder auftaucht. Vielleicht schon morgen. Also los. Du hast keine Zeit zu verlieren. Riskier mal was und spiel mit deiner devoten Seite.“

„Um Himmels willen. Das ist nur Fantasie. Man kann nicht sofort jede sexuelle Idee umsetzen.“

„Warum eigentlich nicht? Du musst doch nicht gleich mit jedem ins Bett gehen.“

„Wie soll das gehen? Ich war nie der Bar-Typ. Außerdem hab ich keine Lust, mich von irgendwelchen Kerlen volltexten zu lassen.“

„Heute geht man nicht mehr in Bars oder Diskos. Vielleicht zum Tanzen oder um was zu

trinken. Aber doch nicht, um jemanden kennenzulernen. Lebst du auf dem Mond? Die Sex-and-the-City-Generation macht das online.“

„Internet? Partnervermittlung?“

„Keine Partnervermittlung. Affären. Ohne das ganze Getue drum herum. Das spart Zeit und ist effizient.“

„Das klingt technisch, unromantisch.“

„Es liegt doch an dir, was du draus machst.“

„Jedenfalls ist casual dating total in. Es ist genau das Richtige für moderne, berufstätige Frauen wie uns. Frauen mit wenig Zeit, die wissen, was sie wollen.“

„Meine Güte, wie du redest. Ich hab nie davon gehört.“

„Du hast deine Lust ja auch gut verdrängt.“

„Und du glaubst wirklich, dass es da seriöse Männer gibt? Nicht nur solche, die das Geld fürs Bordell sparen wollen?“

„Das kannst du doch rausfinden. Und warum nicht einmal Hure spielen. Die Rolle der Heiligen beherrschst du ja.“

„Mit einem vollkommen Fremden. Du spinnst.“

„Mit Sisyphos hat es ja wohl nicht geklappt.“

„Nein. Ich muss jemanden besser kennen.“

„Bei der Affäre, von der du träumst, schadet das nur.“

„Jetzt mach mal einen Punkt. Als wenn ich jede Nacht von fremden Männern träumen würde.“

„Ich sprach nur von ein wenig mailen. Du glaubst nicht, was es da für Typen gibt.“

„Du datest übers Internet?“

„Klar. Meinst du, ich will meine Zeit mit angetrunkenen Laberbacken verbringen?“

„Und, hast du einen Mann getroffen?“

„Mehrere. Ich sag dir: Die sind spannender als das, was frei rumläuft. Aber jetzt zu dir. Willst du nicht mal was Neues ausprobieren?“

„Dass ich was spannend finde, heißt ja nicht, dass ich gleich die Probe aufs Exempel machen muss. Da sind wir ziemlich unterschiedlich.“

Marlis zierte sich.

Selbst vor ihrer besten Freundin konnte sie nicht zugeben, dass sie manchmal durchaus ein

starkes Interesse hätte, Unkonventionelles zu wagen. Aber da ist diese Schamschicht. Da ist ihre Mutter.

Zu späterer Stunde und leicht angetrunken lässt sie sich aber doch eine Webseite empfehlen.

Sabine verabschiedet sich augenzwinkernd: „Und vergiss nicht, ‚devot‘ anzuklicken.“

Obwohl beide lachten, löste allein das Wort „devot“ in Marlis erhebliche Bedenken aus, denn das Gegenteil ist ja dominant, und welche emanzipierte Frau lässt sich gerne dominieren.

Dennoch: Sisyphos ist verschwunden und sie weiß nicht, ob er morgen oder nie wieder auftaucht. Sie braucht kein schlechtes Gewissen zu haben.

Der Anspruch auf Treue dürfte mit seinem Verschwinden erledigt sein.

Nachdem Sabine gegangen war, diesmal ohne vorher abzuräumen, setzte sich Marlis an ihren Laptop und schaute die Seiten verschiedener Agenturen für „casual dates“ und Seitensprünge durch.

Marlis war zerrissen. Da war einerseits dieses unmögliche schmutzige Gefühl und andererseits zog etwas sie genau dorthin. Dann pendelte sie zurück und schloss die Seite im Browser.

Gedanken drängten sich auf: Ist das Internet wirklich anonym – kann man sie tatsächlich nicht ausfindig machen? Sie stellte sich vor, dass sie auf einen Kollegen treffen könnte, und verwarf die Idee mit dem casual date umgehend.

Zwei Gläser Wein später sagte sie sich: Wenn nicht, jetzt wann dann?, und entwickelte einen speziellen Trotz, der ihre rigiden Bedenken in Richtung wohliger Angst verschob.

Wo Furcht ist, ist zumeist auch Lust, und Marlis bekam weiche Knie.

Sie entschied sich für eine Webseite, auf der man keine Bilder einstellen musste, sondern nur wenige persönliche Daten eingab und die sexuelle Präferenz wählte.

Nicht ohne Zögern machte Marlis ein Häkchen bei devot.

Dann räumte sie auf und ging schlafen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass auf ihre mageren Angaben überhaupt eine Antwort kommen würde.

Ein anderer Teil in ihr war jedoch so nervös, dass sie nicht einschlafen konnte. Sie war hin- und hergerissen zwischen ihren verinnerlichten Bildern einer perfekten Ehefrau, der makellosen Familie und auf der anderen Seite der beginnenden Rebellion gegen Konventionen und ihrer verdrängten Lust.

Sie atmete bewusst und nahm sich vor: Sie würde ihre Schuldgefühle, die ihr Egoismus und Lust verboten, überwinden. Sie würde ihrer ängstlichen, aber auch äußerst neugierigen Seite erlauben, sich zu entdecken.

Am nächsten Morgen, mit einem leichten Kater und nachdem sie Mark in die Schule gebracht hatte, loggte sie sich wieder bei der Agentur ein.

Sie war überwältigt, wie viele Antworten über Nacht in ihrer Mailbox gelandet waren.

Siebenunddreißig.

Dabei kannten die Männer nur ihr Alter, ihr Sternzeichen und dass sie einen dominanten Mann für ein prickelndes Abenteuer suchte.

Siebenunddreißig Antworten. Ohne dass sie auch nur eine gelesen hatte, stieg ihr Selbstbewusstsein in ungeahnte Höhen.

Es schien da draußen eine Menge Männer zu geben, die jederzeit bereit waren, sich auf Marlis einzulassen. Ohne Foto, nur auf der Basis eines kurzen Profils.

Das schmeichelte.

Außerdem hatten die meisten Mails einen angenehmen, warmen Ton.

Nur zwei drohten mit einer Peitsche, und auch einige Spinner schienen dabei zu sein. Die löschte Marlis sofort. Sie suchte ja keinen Sadomasochismus, sie suchte ein unverbindliches, prickelndes erotisches Abenteuer mit einem dominanten Mann. Einem Mann, der weiß, was er will.

Die verbleibenden Mails las Marlis genau, manche gar zwei- oder dreimal, dann wählte sie eine aus und antwortete.

Die Mail war kurz, aber am Ende war ein Zitat einer Pauline Réage eingefügt. Sie hatte nie von dieser Frau gehört, aber das Zitat gefiel ihr und auch, dass der Schreiber eine Frau zitierte: „Danken Sie dem Himmel für die Augenblicke, in denen jemand in Ihren Armen vergeht und Sie in den seinen. In diesen Augenblicken gleichen Sie den Wolken, den Wassern, sind ein Wehen im Wind – der Rest ist das harte, unbegreifliche Leben, das man uns bereitet hat und das wir einander bereiten, man muss es eben erdulden.“

Die Sätze berührten neben Marlis' Lust auch ihre spirituelle Sehnsucht, vor allem das letzte Wort: erdulden. Das harte, unbegreifliche Leben erdulden. War das nicht genau, was sie im Moment tat?

Da ist es doch nur verständlich, einmal vergehen und sich mit Haut und Haaren in Hingabe auflösen zu wollen.

Das war ihre Sehnsucht und mittlerweile war sie entschlossen, ihr zu folgen.

Alleine die Entscheidung, etwas Neues auszuprobieren und ein Risiko einzugehen, hatte Marlis belebt. Sie fühlte sich wie einem Jungbrunnen entstieg. Sie wollte das Leben trinken – in Hingabe ertrinken. Das waren natürlich nur Vorstellungen, denn Marlis hatte keine Ahnung, wie sie reagieren würde, wenn es ernst würde. Im Moment spürte sie nur, dass sie von einer erfrischenden Energie erfüllt war und der schon tot geglaubte Bass der Buschtrommel in ihrem Bauch vibrierte.

Mit diesem Körpergefühl wurde selbst die tägliche Dusche zu einem sinnlichen Erlebnis.

Marlis legte eine CD ein und tanzte. Sie spürte sich. Endlich.

Am liebsten wollte sie sofort auf die Mail antworten, nur funktionierte das nicht.

Zuerst musste sie sich bei der Agentur kostenpflichtig anmelden. Marlis erschrak über die Gebühren, die man für eine Mindestmitgliedschaft von drei Monaten von ihrer Kreditkarte abbuchen wollte.

Sie brauchte keine drei Monate Mitgliedschaft. Sie wollte nur diese eine Mail beantworten.

Da war es wieder: das harte, unbegreifliche Leben, das es zu erdulden galt.

Also gab sie ihre Daten ein und bestätigte die Zahlung.

Was Sisyphos konnte, konnte sie schon lange.

Die Mails mit dem Unbekannten wurden länger.

Aber auch Marlis' Zweifel stiegen mit jeder Mail. Sie fragte sich, ob es richtig war, worauf sie sich einließ, und in einigen schlimmen Momenten beschimpfte sie sich wegen ihrer Verkommenheit.

Dann sollten Fotos folgen, aber Marlis hatte kein gutes Foto. Auf den besten Bildern war Sisyphos mit drauf. Sie musste ihn abschneiden. Anfangs zögerte sie, dann aber fühlte es sich gut an, ihn damit auch symbolisch, zumindest vorübergehend, aus ihrem Leben zu verbannen.

Ziemlich schnell kam von dem Unbekannten der Vorschlag, sich unverbindlich zu treffen. Er schrieb: „Ein kurzer Spaziergang am See. Nicht mehr als eine halbe Stunde. Dann sollten wir wissen, ob wir kompatibel sind.“

Die Unverbindlichkeit, das nicht Festgelegte gefiel Marlis und sie willigte ein.

Jetzt, wo Mark bei seiner Oma ist, macht Marlis sich auf den Weg.

Sie haben sich bei der Herzbaracke verabredet. Einem Theaterboot, das in den

Wintermonaten nahe der Quaibrücke in Zürich liegt. Es ist Nachmittag und eine belebte Gegend. Etwas anderem hätte Marlis, bei allem, was man hört, auch nie zugestimmt.

Über der Stadt liegt Nebel. Es ist kalt, diesig und eine seltsame, fast melancholische Stimmung.

Marlis hat lange überlegt, ob sie einen Rock oder eine Hose anziehen soll, und sich dann trotz der Kälte für einen kurzen Rock und eine ziemlich dünne Strumpfhose entschieden. Dazu trägt sie hohe Schuhe und einen Stoffmantel.

Dass sie im Winter so ausgeht, hätte sie sich noch vor einer Woche nicht vorstellen können. Vielmehr wunderte sie sich immer, wenn sie so leicht bekleidete Frauen sah, und fragte sich, ob die nicht frieren würden.

Sie frieren; das zumindest weiß Marlis jetzt.

Bei ihr mischt sich das Frösteln mit Nervosität.

Marlis könnte umkehren. Sie könnte eine SMS schreiben und sich entschuldigen. Sie könnte sagen, dass etwas Unvorhersehbares mit Mark sei. Dann aber würde sie ihren Ausbruch verspielen. Sie würde in der Routine verharren, deren Ursache sie noch immer Sisyphos' Trägheit zuschreibt. Sie würde den Richterspruch „lebenslänglich“ anerkennen und, auch wenn es kein Todesurteil ist, zumindest der Sicherungsverwahrung zustimmen.

Es ist nur ein unverfänglicher Spaziergang am See. Dennoch.

Der Fremde hat sie bisher nicht gesehen, sie könnte den Rückweg antreten.

Doch da ist auch das andere, eine Spannung aus erwartungsvoller Angst, die sie in ihren Bann zieht.

Wie beim ersten Date. Dabei dachte sie, dass dieses Gefühl für immer verloren sei.

Ihre letzte Zigarette hat sie vor dem Abflug in Indien geraucht, nun aber steuert Marlis zielstrebig den Kiosk am Bellevue an.

Es ist die Mischung all dieser Wahrnehmungen: der Nervosität, der Kälte, der inneren Anspannung und auch eines sexuellen Reizes, die Marlis sich lebendig fühlen lässt.

Mehr als lebendig – sie ist unbeschreiblich lebendig und dabei ist sie noch fünfzehn Minuten zu früh.

Sie bleibt in der Nähe eines Baumes oberhalb der Herzbaracke. Von hier kann sie den Bereich unter ihr überblicken und wird genau sehen, wann er kommt. Sie wird die Zigarette entsorgen, einen Pfefferminz nehmen und kurz den Lippenstift nachziehen.

Was ist das aufregend! Dabei ist es doch nur ein Spaziergang von einer halben Stunde und es

geht weder um Liebe noch darum, sich zu verlieben.

Trotzdem oder gerade deshalb?

Marlis ist gespalten. Einerseits ist da ihr Körper mit seiner Nervosität und einem Prickeln im Bauch, was ab und an in eine feine Erotik übergeht. Andererseits ist da ihr Kopf, der Verstand, der sich zusammenreißen muss, nicht wegzulaufen, denn alles, was sie hier tut, alles, was kommen könnte, passt keineswegs zu ihren moralischen Werten.

Da ist er. Er muss den Fußweg unter der Brücke genommen haben.

Marlis geht auf ihn zu und versucht mit allen Sinnen so viel wie möglich wahrzunehmen. Aufrechter Gang. Klarer Blick.

„Hallo.“

Soll sie ihm die Hand geben?

Aber das erledigt sich von selbst, denn sofort übernimmt er die Führung.

„Hallo Marlis.“

Also die drei üblichen Küsschen unter Freunden.

Er riecht gut.

Was hat sie sich eigentlich dabei gedacht, ihm die Hand hinzuhalten?

Sie schlendern am See entlang Richtung Züri-Horn.

Marlis Nervosität hat sich gelegt und auch die Kälte spürt sie kaum mehr. Wie schnell man sich doch an manche Dinge gewöhnt.

Sie ist angetan von dem Unbekannten. Er scheint gebildet, ist belesen und ihre Spiritualität scheint ihn nicht abzuschrecken. Auch nicht, als sie gesteht, dass dies ihr erstes „casual date“ ist und sie nie zuvor im Leben eine Affäre hatte.

Er fragt sie, wie sie sich ein erstes erotisches Treffen vorstellt, aber Marlis hat keine Idee. Sie hat keine Erfahrung. Alles, was sie vorschlagen könnte, wäre einem Buch entnommen.

Also erzählt Marlis vom Zustand ihrer Ehe und ärgert sich im nächsten Moment, dass sie davon angefangen hat. Sie ertappt sich dabei, dass sie mehr redet, als sie sich vorgenommen hat.

Sie wollte zuhören und jetzt muss es aussehen, als suche sie einen Zuhörer.

Peinlich.

Vor allem, da sie sich doch einig waren, dass es nicht um Freundschaft, sondern um unverbindlichen Sex geht. Wobei Marlis nicht mehr sicher ist, ob sie sich wirklich einig waren oder ob sie in den Mails nicht einfach nur allem beigespflichtet hat. Auch ist sich Marlis

keineswegs sicher, wer zugestimmt hat: die Heilige oder die Hure.

Wer ist sie jetzt?

Marlis hat keine Ahnung, sie spürt einzig, dass es bei diesem casual date schon lange nicht mehr um Sex – um die Anständige oder das Flittchen geht. Es geht um Größeres: Um den Mut, zumindest zu versuchen, aus dem unerbittlichen Uhrwerk des Alltags auszubrechen und sich ihren verdrängten dunklen Anteilen zu stellen. Die Bretter unter Marlis Füßen wackeln und zeitweise zieht es ihr den Boden weg. Sie schlingert.

Wie viel Marlis auch erzählt, wie viel sie redet, das Thema, wie es weitergeht, lässt sich nicht vermeiden.

Der Unbekannte hat Gefallen an ihr gefunden und schlägt ein Spiel vor. Eine dominant-devote Begegnung. Ein Spiel, in dem er sich an Marlis Grenzen herantasten und vorsichtig ausloten kann, wo sie steht. Nichts Konkretes. Sehen, was kommt und wie sich die Dinge entwickeln. Zu Beginn vielleicht eine Augenbinde.

Es wird ernst, aber noch könnte Marlis den Rückwärtsgang einlegen. Das tut sie nicht. Stattdessen beginnt sie eine Rolle zu spielen. Sie spielt devot und fragt, wann und wo sie sich am nächsten Tag einfinden soll.

Der Unbekannte nennt ein Hotel im Niederdorf und gibt klare Anweisungen betreffend der Uhrzeit und ihrer Garderobe: Hochhackige Schuhe, Rock, Bluse, Mantel, Strümpfe – egal ob halterlos oder mit Strumpfband, auf keinen Fall Slip. Er schätzt durch den Mantel ihre Oberweite und fügt hinzu: „Und vor allem kein Shirt oder BH.“

Die klaren und doch mit Herzenswärme ausgesprochenen Ansagen erregen Marlis.

Dazu kommt die Vorstellung, dass sie morgen Strümpfe kaufen wird. Keine Strumpfhosen oder Notunterwäsche, sondern ganz spezielle Strümpfe und einen Strumpfhalter. Zwar hat Marlis einige, wenn auch wenige, erotische Wäschestücke in ihrem Schrank, die aber hat sie seit Jahren nicht benutzt. Sie sah keinen Anlass.

Dann plötzlich und wie aus dem Nichts kommt der Ablöcher.

Der Unbekannte erklärt Marlis den Ablauf der Begegnung. Er erklärt ihr, was ein Safeword ist und dass dann augenblicklich Schluss mit dem Spiel ist und jeder seine Rolle verlassen muss.

Er erklärt ihr den Begriff „consensual“, der bedeutet, dass über alles, was geschieht, immer ein gemeinsames Einverständnis herrschen soll.

Und er erklärt ihr, dass das Spiel einen Anfang und ein klar definiertes Ende hat.

Marlis versteht. Sie nickt und stimmt zu.

Sie ist höflich und bestätigt die Verabredung, obwohl sie bereits weiß, dass sie absagen wird. Sie wird Kopfschmerzen haben oder irgendetwas mit Mark vorschieben.

Es war der Begriff „Spiel“ und „Regeln“, bei dem sich alle Lust in Marlis zusammenschloss. Natürlich versteht sie, dass es einen sicheren Rahmen braucht, wenn man sich auf unbekanntem Terrain bewegt.

Aber genau das hat sie nicht gesucht.

Sicherheitsregeln, Absprachen, gegenseitiges Schonen und Rücksichtnehmen, das gab es in ihrer ganzen Ehe.

Nein, in ihrem ganzen Leben. Ihr ganzes Leben war eine Komfortzone, und nun möchte sie etwas Neues probieren und landet genau wieder dort.

Was hat ein Spiel mit klarem Anfang und sauberlich definiertem Ende mit Hingabe zu tun? Das ist ein Projekt, aber keine sexuell bereichernde Erfahrung.

Das ist nicht, was Marlis gesucht hat. Sie sehnt sich nach etwas anderem.

Sie hat sich gewünscht, sich aufzulösen, so wie es in der Mitte des Zitats von Pauline Réage heißt: „In diesen Augenblicken gleichen Sie den Wolken, den Wassern, sind ein Wehen im Wind.“

Auch stand in dem Buch, das sie zu dem Date inspirierte, nichts von Absprachen. Er hat die Richtung vorgegeben, und er hat geführt. Dabei war er einfühlsam und hat ihr Herz gelesen. Er hat auch ihre Grenzen ausgelotet, aber doch nicht mit einem Safeword. Ein Mann sollte spüren, wie weit er gehen kann.

Marlis wird sich betrinken müssen.

Sie wird eine Flasche des exquisiten Rotweins öffnen, den Sisyphos für besondere Anlässe beschafft hat.

Heute ist so ein Ereignis.

Was hat sie sich eigentlich gedacht?

Hat sie geglaubt, so mir nichts dir nichts eine devote Affäre haben zu können?

Hat sie gehofft, dass das ihre Probleme lösen würde??

Was war das für ein naiver Gedanke, dass sich mit einem Unbekannten und aus dem Nichts Hingabe entwickeln könnte.

Natürlich hat sich Marlis oft gewünscht, dass Sisyphos aktiver wäre, dass er sie nehmen würde.

Aber was hätte sie gemacht, wenn er sie genommen hätte?

Am besten noch, während sie Kartoffeln schälte oder Salat putzte.

Nichts wäre passiert.

Sie hätte eine Ausrede gefunden: „Mark ist noch wach“, oder „Ich muss früh aufstehen.“ Selbst an einem Wochenende, an dem Mark bei ihrer Mutter ist und beide unendlich viel Zeit haben, wäre ihr etwas eingefallen, um die Erfüllung ihrer Sehnsucht zu verhindern.

Und nehmen wir einmal an, dass Sisyphos tatsächlich allen Mut zusammengenommen hätte. Dass er präsent und aus seiner Mitte heraus sie mit einem vollkommen offenen Herzen geschnappt, auf den Küchentisch gesetzt und ihr das Oberteil vom Körper gezerzt hätte.

Bei solcher Leidenschaft hätte sie Angst bekommen. Sie hätte befürchtet, dass ein Knopf abreißen oder Reste des Salats auf den Tellern mit dem Billigshirt von H&M in Berührung kommen könnte.

Marlis wird klar, dass immer etwas gewesen wäre und Sisyphos, egal was er gemacht hätte, nie eine Chance gehabt hätte. Unabhängig davon, wie draufgängerisch oder mutig er sich gezeigt hätte.

Was denkt sie überhaupt an Sisyphos? Der ist seit über einer Woche verschwunden.

Vorhin am See, der Mann aus dem Internet. Der war charmant und intelligent. Sie konnte sich mit ihm unterhalten und hatte das Gefühl, verstanden zu werden. Er war höflich, rücksichtsvoll und gut riechend. Außerdem sah er nicht übel aus.

Was sie abtörnte, war nicht der Mann, noch das Spiel.

Das war wieder nur ein Vorwand.

In Wahrheit hat Marlis Angst, die Komfortzone zu verlassen. Außerhalb dieses kleinen, kleinlichen Bereichs hat sie nämlich keine Kontrolle.

Sie müsste vertrauen und loslassen. Das aber vermeidet sie schon ihr ganzes Leben. Schlagartig wird ihr klar: Wenn es um Kontrolle geht, gibt es keinen Unterschied zwischen ihr und ihrer Mutter. Angst war schon immer beider Leben.

Marlis wünscht sich nichts sehnlicher, als zum Loslassen gezwungen zu werden.

Dazu aber ist niemand bereit. Auch kein dominanter Unbekannter bei einem „casual date“.

Wo nämlich Zwang und Gewalt herrschen, kann keine Hingabe sein.

Es wäre eine Vergewaltigung.

Da beißt sich die Katze in den Schwanz.

Zur Hingabe gehören zwei, und so bitter es auch ist, Marlis muss sich eingestehen, dass zumindest bis jetzt sie die alleinige Verhinderin der Erfüllung ihrer Sehnsüchte war.

„Der Rest ist das harte, unbegreifliche Leben, das man uns bereitet hat und das wir einander bereiten“, heißt es im Zitat von Réage, das Marlis am Anfang ihres Abenteuers in seinen Bann zog.

Wir einander machen uns das Leben schwer – es ist nicht der Unbekannte und seine ablöschende Erklärung, es ist nicht Sisyphos und seine Flucht, es ist nicht ihre Mutter oder wer auch immer. In allen Fällen trägt Marlis, zumindest zur Hälfte, die Verantwortung für ihr hartes, unbegreifliches Leben.

Nur die Hälfte?

Nein. Mehr. Marlis könnte ihr Leben ändern. Sie könnte sich jederzeit das Recht zur Gestaltung ihres Schicksals nehmen. Sie könnte augenblicklich der hämischen Fratze Alltag die Stirn bieten.

Unter diesem Blickwinkel entwickelt sich, was mit dem Versuch eines sexuellen Abenteuers begann, zu einer existentiellen Krise. Es geht nicht mehr um ein casual date, es geht um ihr Leben: die Wiederholungen – ihr Weglaufen. Das Ausharren in Starre.

Was aber heißt lebendig sein?

War die Begegnung am See Leben, oder war es eine Flucht?

Marlis spürt, dass sie kein Treffen in einem trostlosen Hotel braucht. Sie will Wellen fühlen und sich einer inneren Sturmflut hingeben. Dafür aber braucht es keinen Mann: keinen Fremden und keinen Sisyphos. Dafür braucht es Marlis.

Die aber war bereits lange, bevor sie Sisyphos begegnete, verschwunden.

Diese Wahrheit hat etwas Zerschmetterndes, denn alle Illusionen, dass eine Veränderung der Umstände ihr Leben zum Guten wenden könnte, lösen sich auf. Was bleibt, ist die schmerzvolle Erkenntnis, dass der Schlüssel zum Loslassen einzig in ihr liegt.

Es ist einzig ihre Entscheidung, den Wiederholungen des harten, unbegreiflichen Lebens die Stirn zu bieten und in einem Akt von Aufsässigkeit Sand ins Getriebe der Routine zu streuen.

Nicht die Umstände oder die anderen üben Druck auf sie aus – sie erschafft ihre Zwänge selbst.

Und ist es nicht so, dass sie schon lange aus der Intimität zwischen ihr und Sisyphos in die Rolle einer überbesorgten Mutter geflüchtet ist?

Aus dieser Perspektive kann sie sogar Sisyphos' Flucht verstehen: Ihm blieb nichts anderes übrig, als sie zu verlassen. Viel länger als er sie, hat sie nämlich schon sich selbst verlassen.

Und wer lebt schon gerne mit einer Hülse!

Nicht Sisyphos ist geflüchtet, sie ist auf der Flucht.

Bereits ihr ganzes Leben.

Selbsterkenntnis ist der erste Schritt, und Marlis ahnt, dass, wenn sie nicht verbittern will, vieles ansteht.

Heute aber wird sie sich betrinken und wahrscheinlich wird sie auch die Packung Zigaretten rauchen. Sie legt die CD mit Verdis „La Traviata“ ein.

Geht es da nicht auch ums Loslassen?

Dann wagt Marlis, was in ihrer Welt weit gefährlicher ist als ein casual date. Sie dreht die Anlage auf. Bis zum Anschlag. Ihr ist egal, was die Nachbarn denken. Sogar beim Rauchen auf der Terrasse lässt sie bewusst die Türe offen. Später und ordentlich angetrunken singt sie sogar mit: *Libiamo ne'lieti calici*.

Urpötzlich empfindet sie ein Gefühl von Dank für Sisyphos' Flucht.

Kein überschwänglicher Dank, wie bei einem Geschenk, vielmehr ist es eine Form von Respekt.

Er hat einen Schritt gemacht.

Sie hätten lange miteinander reden können und nichts wäre geschehen. Marlis weiß, dass man sie zur Veränderung zwingen muss.

Ihr träger Sisyphos hat sich bewegt.

Er hat den ersten Schritt gemacht.

Marlis trinkt weiter. Sie öffnet eine zweite Flasche und spürt, dass sie sich jahrelang hinter Sisyphos, einer merkwürdigen Spiritualität und ihrem Yoga versteckte. Sie wollte keine Verantwortung übernehmen und hoffte, dass eine größere Macht ihren Job machen würde. Ohne ihr Zutun und möglichst schmerzfrei sollte ihre Kontrolle in Hingabe transformiert oder für immer verbrannt werden.

Marlis ist sich sicher: Nichts hätte sich bewegt, wenn Sisyphos nicht den ersten Schritt getan hätte. Sie würden hier sitzen und dieselbe Flasche Wein leeren. Dann aber würde sie ihn ermahnen, die Musik leiser zu drehen. Der Nachbarn wegen.

Jetzt geht was, und die Nachbarn sind ihr so etwas von egal.

Sie wird diese Flasche leeren, vielleicht eine weitere, dann wird sie schlafen.

Lange und in den Tag hinein, denn im Moment gibt es niemanden, um den sie sich kümmern muss.

Niemanden außer sich selbst.

Daher ist wenig verwunderlich, dass Marlis die Nachricht, die Sisyphos während ihres Dates auf dem Anrufbeantworter hinterließ, übersah.

Mumbai.

Indische Flughäfen haben alle den gleichen Geruch. Es ist das Reinigungs- oder Desinfektionsmittel, oder sie tun etwas in die Klimaanlage. Vom Aroma her gibt es bei den Airports jedenfalls keinen Unterschied zwischen Goa und Mumbai, nur von der Größe her.

Vom Gate läuft Sisyphos einen gefühlten Kilometer zur imposanten Ankunftshalle. Er hat den Abendflug genommen und wundert sich, wie man eine Fluglinie nach einem Bier benennen kann: Kingfisher Airlines.

Da er befürchtete, Marlis zu begegnen, fuhr er erst drei Tage nach ihrem Abflug von Arambol zurück. Dies führte zu neuen, schwerwiegenderen Bedenken, denn er erwartete, dass die Vermieter den Roller als gestohlen oder vermisst gemeldet haben würden.

Trotz seiner Eskapaden und dem Anlauf, die Konventionen zu brechen, ist Sisyphos in seinen Charakterzügen nämlich ein korrekter und ängstlicher Mensch geblieben. Einer, der hinter jeder Ecke Katastrophen erwartet. Auf einer geheimen Ebene verband ihn das mit Marlis, selbst wenn er heftig dagegen protestiert hätte.

Aber nichts geschah. Er gab den Roller zurück, zahlte drei Tage nach und war am Ende fast enttäuscht, dass die Vermieterin ihn nicht auf Marlis, sein Verschwinden, Mark oder was auch immer ansprach. Es war business as usual. Alle waren zuvorkommend, und solange die Rupee-Scheine den Besitzer wechseln, stellt niemand unangenehme Fragen.

Von Candolim nahm er ein Taxi zum Flughafen und war zu seinem eigenen Erstaunen nicht einmal verärgert, als er erfuhr, dass der Mumbai-Flug über eine Stunde Verspätung hatte. Jetzt eilt er durch die Ankunftshalle des Chhatrapati Shivaji Airport Richtung Ausgang. Etwas in ihm spürt: Ich bin angekommen. Indien. Endlich.

Auch hat er sich mit dem Ausbruch aus seinem Leben abgefunden und zumindest temporär einen inneren Frieden geschlossen: Er fühlt, dass er nicht auf der Flucht vor Marlis, sondern auf dem Weg zu sich selbst ist.

Sisyphos tritt aus dem Terminal, und mit einem Mal sind der Flughafeneinheitsgeruch und das Gedämpfte der Halle verschwunden. Gerüche, schwüle Hitze. Unbestimmte Stimmen dringen auf ihn ein.

Hände greifen nach seinem Gepäck.

„Taxi Sir?“

„Need Taxi?“

Hupen. Farben. Fremde Gerüche.

„My friend, come. Best Mumbai taxi.“

Ein Gepäckträger schiebt einen mit Koffern und Säcken beladenen Karren vorbei: „Go, go, go.“

Sisyphos will stehen bleiben, sich orientieren, doch das geht nicht.

Er wird geschoben. Unverständliche Sätze prasseln auf ihn ein, Hände greifen nach ihm.

„Where are you going?“

„Need hotel?“

Sisyphos kämpft sich zu den Taxis. Alles ist ungeordnet und dennoch nicht chaotisch. Hinter den Abläufen, Bewegungen und Gesten steckt ein ihm unbekanntes System.

Mit oder ohne Klimaanlage?

Ein Fahrer zieht ihn zu seinem Wagen und verlangt einen unverschämt hohen Preis.

Sisyphos winkt ab.

„Tell me your price?“

Sisyphos hat keine Ahnung, dann aber fällt ihm ein, dass Shiva etwas von Prepaid sagte.

„Nimm immer nur vorausbezahlte Taxis“

Er lässt den fluchenden Fahrer stehen, schiebt sich gegen den Menschenstrom zurück Richtung Terminal und kauft an einer Bude einen Taxischein nach Colaba.

Dann leitet ihn ein Guide zum Taxi und hält die Hand auf: „Give me Rupee, Sir.“

Sisyphos lacht. Er greift in seine Tasche und drückt ihm eine Münze in die Hand, aber der Guide schüttelt den Kopf und schaut böse.

„Welcome to Mumbai. Sir.“

Der Fahrer hupt, lacht, und das schwarz-gelbe Mumbai-Tata-Taxi schiebt sich an hunderten anderen Autos vorbei auf den Western Express Highway.

Obwohl es Nacht ist, scheinen die Dinge ihre Farben zu behalten. Für Sisyphos strahlen sie. Grell, laut, ungeregt, und alles ist im Fluss. Irgendwie.

Es ist Sisyphos' erster Kontakt mit dem authentischen Indien. Mumbai, das spürt er, wird ihn faszinieren und verschlingen. Kaum gelandet, fühlt er die Bedeutungslosigkeit seiner selbst und seiner Suche in dem nie ruhenden Menschenmeer.

Seine Fluchtfahrt von Candolim nach Arambol hatte etwas Kraftvolles und Ruhiges. Sie glich einer Bruce-Springsteen-Ballade. Mumbai ist Techno und erinnert ihn an „Trainspotting“ von Sumo.

Er kurbelt das Fenster hinunter und schaut in eine Nacht, die keine ist.

Ein endloser Highway. Direkt am Straßenrand arbeiten und schlafen Menschen. Alles geschieht eng beieinander. Ein Ameisenhaufen. Sisyphos denkt: Nur wenige Meter weiter, außer Sichtweite, werden sie sich lieben. Neben Autos, Bussen, Lastwagen. Horn OK Please.

Ein unbeschreiblich dichtes Gefühl stellt sich ein: Leben, Sex, Tod.

Der Fahrer rast halsbrecherisch und dreht sich kurz zu Sisyphos: „Pray to God and trust your driver.“

Dann langt er mit einem öligen Lappen aus dem Fenster und wischt tote Insekten von der Frontscheibe. Die Sicht ist nicht besser, aber der Fahrer lacht: „That's Mumbai. Enjoy it. Which hotel, Sir?“

„Bentley's.“

„Good choice. You're lucky guy.“

Sisyphos weiß nicht, ob er den Fahrer für gerade noch aufgedreht oder schon durchgeknallt halten soll. Er kennt keine roten Ampeln, keine Spuren. Er rast, hupt und kommentiert die Strecke: Bandra, Dadar Station – hier starten die Ferntaxis, Mumbai Central Railway und endlich, nach gefühlten vierzig Minuten Angst, Colaba.

„Here we are, Sir.“

Er schaut auf die Uhr und grinst: „My second best time from the airport. 26 Minutes.“

Sisyphos ist schweißgebadet, hellwach und kann sich nicht erinnern, sich je so lebendig gefühlt zu haben. Die Tour war eine berauschte Mischung aus Tempo, Faszination und Angst.

Jetzt reicht's: No more speed, I'm almost there.

Sisyphos' Gleichgewichtsorgan braucht Zeit, sich einzupendeln. Auch scheint, dass während dieser kühnen Fahrt alle paranoiden Ängste, die er noch bei der Abgabe des Rollers hatte, endgültig auf der Strecke geblieben sind.

Er denkt an sein Zürcher Radfahrerspiel und wie albern das hier wäre. Würde er in Mumbai leben, er müsste sich etwas Neues einfallen lassen. Vielleicht aber bräuchte er überhaupt keine Spielchen.

Das Zimmer ist riesig und kahl, ohne Klimaanlage, aber mit einem Ventilator und Doppelbett. Frisch bezogen. An der Decke eine Neonlampe. Wenige Möbelstücke. Sehr basic, aber sauber. Sogar einen Fernseher hat Sisyphos. Einzig zu seinem privaten Bad muss er einen kleinen Gang überqueren.

Sisyphos legt sich aufs Bett, dann zappt er durch die indischen Programme. Soaps wie zu Hause. Er bleibt bei einer indischen Ärzteserie hängen und denkt: wie Grace Anatomy. Marlis' Favorit. Immer montags, sie darf es nicht verpassen.

Marlis. Sie ist weit weg. So weit, dass sie nicht einmal sein Gewissen erreicht.

Er duscht, spürt sich und Indien: hart und sinnlich.

Dann anziehen und ins Café Leopold. Shiva hat es ihm empfohlen: „Die unfreundlichsten Kellner, die schlechtesten Haka-Nudeln, aber eine Instanz.“

Sisyphos tritt aus dem Hotel in die Nacht. Rechts, links, wieder rechts, dann ist er auf der Shahid Bhagat Singh Marg Richtung Leopold's.

Da ist es wieder: Töne, Gerüche, Farben. Feuchtwarmer Staub.

Es ist eng und er schiebt sich durch die Massen.

Rechts Kaufleute, die ihre Waren in Schaufenstern und Läden präsentieren. Links zur Straße hin die Ärmeren mit Ständen.

Zwischen drin Schlepper: Händler und Menschenhändler.

Man offeriert Sisyphos Frauen, Männer, Kinder und Drogen. Aber auch Radios und Teppiche. Gold. Die rastlose, laute Energie zieht ihn so in ihren Bann, dass er für die kurze Strecke fast zwanzig Minuten braucht.

Café Leopold: ein großer, unklimatisierter Saal. An den Wänden Mosaike, surrende Ventilatoren. Sisyphos spürt die Patina vieler Jahre: Traveller, Intellektuelle, Mumbai Mafia,

Shantaram.

Er trinkt Fosters und die Nudeln sind nicht so schlecht, wie er dachte. Aber er hat ja auch non veg genommen und nicht wie Shiva nur Gemüse. Er sitzt alleine, und diesmal genießt Sisyphos das Alleinsein. Er ist wach und gespannt, was als Nächstes kommt. Welche Türen sich auftun.

Ein Amerikaner prostet ihm zu, Sisyphos prostet zurück.

Sisyphos ist lebendig. Es scheint, dass die Mauern, die ihn bisher von den anderen getrennt haben, bröckeln. Auch sein Anstand, auf den er immer so stolz war, und ein Teil seiner Moral sind verflogen. Er weiß, dass er Morgen zu Ramesh, dem Banker-Guru fährt.

Mehr ist nicht wichtig.

Je mehr er nachdenkt, umso weniger will ihm einleuchten, was er eigentlich sucht. Letzten Endes ist es auch egal.

Jetzt sitzt er im Leopold und beobachtet: Westler, die Geld oder Kunst machen. Indische Intellektuelle aus Film, Fernsehen oder Werbung. Spirituelle Sucher und solche wie er, die nicht einmal wissen, was sie suchen.

Vor einem Jahr haben islamische Attentäter mit Maschinengewehren im Leopold's um sich geschossen. Gäste starben. Im Gegensatz zur Taxifahrt empfindet Sisyphos keine Angst. Spätestens heute, mit seinem Flug nach Mumbai, hat er zu viele Grenzen überschritten, um sich vor abstrakten Gefahren zu fürchten.

Was sind schießende Attentäter gegen Sisyphos' Jailbreak?

Er verweigert den Alltag und lehnt es ab, seinen Stein den Berg hinauf zu rollen.

Nicht für immer, aber er macht eine unbestimmte Pause.

Er reflektiert sein Tun, seine Aufgabe, sein Sein.

Dann wird er überlegen, ob er wieder zur Tat schreitet.

Oder nie mehr.

Sisyphos bestellt ein weiteres Bier und Nachtisch. Nach dem ersten Löffel lässt er ihn stehen: zu süß.

Es ist Mitternacht, als er ins Hotel zurückgeht. Neben den jetzt geschlossenen Verkaufsständen schlafen ihre Besitzer. Menschen vom Land, die ihr Ding machen, einen Tisch mit Büchern, Äpfeln oder Zwiebeln.

Mumbai – Bombay: Leben, lieben, schlafen, sterben – alles am gleichen Ort.

Der Name Bombay gefällt ihm besser.

Er klingt massiver, härter, aber auch lebendiger - mehr wie er fühlt.

Im Hotel holt Sisyphos eine Flasche Wasser aus dem Etagenkühlschrank, dann schlummert er, ohne zu onanieren, ein.

Er schläft tief und seit Langem zum ersten Mal wieder durch. Er hat keine Alpträume oder Gewissensbisse.

Erstaunlich, wie ruhig Mumbai ist. Obwohl er sich mittendrin befindet, viel leiser als Goa. Auch wecken ihn kurz vor der Dämmerung keine Krähen. Die Vögel in Mumbai stehen später auf, außerdem zwitschern sie angenehm.

Sisyphos nimmt ein kleines Frühstück: Toast mit britisch bitterer Orangenmarmelade und Nescafé. Obwohl es nur ein Travellerhotel ist, fühlt er sich wie ein Reisender in der Kolonialzeit. Immerhin hat es Roomservice.

Den Taxifahrern muss Sisyphos nichts erklären. Sie kennen Ramesh, den Holy Man und seinen morgendlichen Prayer.

Wieder eine Fahrt, diesmal bei Tag.

Hupen. Fußgänger springen zur Seite. Das Taxi biegt in einen Kreisel, dann geht es zum Marine Drive. Links das Arabische Meer. Geschlossene Buden, ein Kinderkarussell, Menschen, die Mitgebrachtes aus der Hand essen.

Rechts riesige handgemalte Kinoplakate. Kemps Corner, Peddler Road.

Sisyphos erlebt seinen ersten Mumbai-Stau. Auf einer zweispurigen Straße drängen sich vier Autos nebeneinander. Zwischen ihnen ein Eselskarren mit Stahlträgern.

Schimpfen und wütendes Hupen.

Die Bettler nutzen den stehenden Verkehr. Kinder, vor allem Mädchen. Die meisten jünger als Mark. Sie strecken ausgemergelte Hände durchs Fenster und machen mit der anderen Hand eine Bewegung zum Mund.

„Give me money. Hungry. Give Rupee.“

Mütter in Lumpen mit Kindern auf dem Arm. Ausgezehnte und Blinde. Ein Mann rollt auf einem Holzbrett heran.

Sisyphos kramt in seiner Tasche und reicht einige Münzen hinaus. Aber es gibt keinen Dank,

sondern da sind plötzlich mehr Bettler. Das Taxi ist von Bettlern umringt. Sisyphos zeigt seine leeren Hände, der Fahrer lacht und gibt Gas. Aber an der nächsten Ampel ist es ähnlich. Wieder bettelnde Mütter, Kinder. Hände, die ins Auto greifen: „Give Rupee.“

Wo die alle herkommen?

Am Straßenrand geschäftiges Treiben. Händler öffnen ihre Läden und Stände, zwischendrin Anzugträger und Frauen in leuchtenden Saris. Dann wieder in Lumpen verhüllte Gestalten, wie im „Wüstenplanet“.

Am Taxi schieben sich klimatisierte Limousinen mit livrierten Chauffeuren und Männern mit Schlips und Kragen im Fond vorbei. An den edelsten Fahrzeugen sind die hinteren Vorhänge zugezogen.

Der Fahrer zeigt auf einen Mercedes, lacht und hupt.

Er biegt links in die Nawroji Gamadia Road und hält nahe eines Hauses, dem gegenüber Sisyphos mehrere Westler ausmacht.

Er fragt, ob er Sisyphos wieder abholen soll. Und da ihm der Fahrer gefällt, vereinbart Sisyphos eine Zeit, kurz nach dem Satsang. Der Fahrer parkt wenige Meter weiter, winkt Sisyphos hinterher und beginnt sein Taxi zu putzen.

Gegenüber Rameshs Haus warten etwa ein Dutzend Personen: viele Ausländer, wenige Inder und eine mollige Frau mit Blumen. Sie sieht deutsch aus.

Einer der Inder spricht Sisyphos an. Er sagt, er organisiere die Satsangs. Nein, natürlich nicht den Prayer, nur die Technik, denn alles wird aufgezeichnet. MP3. Sisyphos kann später eine CD haben.

Der Mann fragt, ob Sisyphos schon einmal da war, ob er Rameshs Lehre kennt, ein Buch gelesen hat und ob er etwas fragen will.

Sisyphos weiß nicht. Nach kurzem Zögern, doch: „Ja.“

Wenn nicht jetzt, wann dann?

Gegen halb neun stürzen alle über die Straße und drängen sich im Eingang. Wenige nehmen den Fahrstuhl, die meisten rennen die Treppe hinauf. Vor der Tür zu Rameshs Wohnung ein Stapel von Schuhen. Auch Sisyphos zieht seine aus, dann betritt er über den Flur einen Raum über den Dächern Mumbais.

Rameshs Wohnzimmer.

Sisyphos hat es sich anders vorgestellt. Er hat zumindest etwas Disney-Spirituelles wie den Magic Park erwartet. Aber das ist ein ganz normales Wohnzimmer. Nur die Stühle und der

größere Lehnstuhl fallen auf. An der Decke surren Ventilatoren. Durch die offenen Fenster dringt Verkehrslärm.

Die deutsch aussehende Frau stellt die Blumen in eine Vase neben dem Lehnstuhl und der Mann, der Sisyphos auf der Straße angesprochen hat, weist ihm einen Platz zu und klemmt ihm ein Mikrofon an.

Stille.

Dann tritt Ramesh ein: klein, alt. Er geht gebückt. Weite weiße Hosen und ein indisches Hemd. Schlecht rasiert, aber voller Präsenz.

Er setzt sich, begrüßt die Besucher und schaut in den Raum: zwei Neue.

Er blickt Sisyphos direkt an. Ein scharfer, fast stechender Blick. Nein, besser: durchdringend und dennoch voller Mitgefühl.

Ramesh gibt eine Einführung in sein Konzept: dass es keinen persönlich Handelnden gibt und damit auch keinen Stolz und keine Schuld. Dass die Impulse aus dem, was er Quelle nennt kommen, und immer wieder, dass dies nur ein Konzept sei, denn das Unausprechliche, das Eigentliche, kennt keine Worte.

Er verdeutlicht den Unterschied zwischen einem normalen Menschen und Heiligem, wie er es nennt, an einem Beispiel mit Bettlern.

Der normale Mensch, sagt er, überlegt. Er schaut auf die Gesichter, taxiert, urteilt.

Sind das Bettelbanden und Betrüger?

Soll er das Geld lieber einer Organisation spenden?

Der Heilige dagegen denkt nicht. Er folgt seinen Impulsen und gibt oder er gibt nicht. Bei ihm geschieht es ohne Wertung, ohne Schuld und ohne Stolz.

Die linke Hand weiß nicht, was die rechte tut.

Wieder ist Sisyphos zu langsam. Während er noch nachdenkt, wie er heute Morgen gab, hat Ramesh ihn fixiert.

Er fragt nach seiner Arbeit.

„Bank. Netzwerker.“

„Verstehe. Und bist du glücklich mit deiner Arbeit?“

Sisyphos weiß es nicht und glaubt, dass er erst einmal entkommen sei.

Ramesh beruhigt ihn: „Es ist nur ein Job. Mal so und mal so. Je nachdem, ob das Ego bekommt, was es will.“

Dann fragt er, Sisyphos, ob er eine Familie habe, Frau und Kinder, und wie er nach Indien gekommen sei.

Sisyphos erzählt grob, was passiert ist, dass er seine Familie in Goa, zumindest vorläufig, verlassen hat. Seine Stimme hat einen trotzigen Unterton. Sisyphos merkt, dass Ramesh spürt, dass er mit sich hadert.

„Verstehe. Vorläufig. Jetzt weißt du nicht, was du tun sollst?“

„Richtig.“

„Bist du deshalb hier? Suchst du die Antwort, ob du zurückkehren sollst?“

„Ja. Sicher auch das.“

„Und hat sie dir Mumbai gegeben?“

„Bis jetzt nicht.“

„Der Impuls, der dich hat weglaufen lassen, kam aus der Quelle. Du bist ihm gefolgt. Die Gesellschaft aber, deine Frau und dein Sohn, werden dich nicht danach bewerten. Vielleicht wird sie sich scheiden lassen. Jetzt suchst du eine Möglichkeit, den Konsequenzen deines Impulses auszuweichen. Du läufst erneut weg.“

„Kann ich das verhindern?“

„Nein. Wenn es geschehen soll, kannst du es genauso wenig beeinflussen wie deine erste Flucht.“

„Was kann ich dann tun? Wie kann ich richtig entscheiden?“

„Die Frage setzt einen Entscheider voraus, einen freien Willen. Es gibt aber keinen Handelnden. Das erinnert mich an eine Geschichte, die ich mal irgendwo gelesen habe: Ein Mann befand sich in einer aussichtslosen Lage. Er hing nur mit seinen Fingern an einer senkrechten Felswand. Nach einigen Momenten schrie er: ‚Ist da oben irgendjemand? Ich brauche Hilfe!‘ Er hörte eine Stimme, die sagte: ‚Ja, hier bin ich.‘ Der Mann rief zurück: ‚Wer bist du?‘ Die Stimme antwortete: ‚Ich bin Gott, ich werde dir helfen. Tue genau, was ich dir sage.‘ Der Mann war erleichtert und sagte: ‚Okay, ich werde tun, was immer du sagst.‘ Gott sagte: ‚Lass einfach los, du bist in Sicherheit.‘ Nach einem Moment rief der Mann: ‚Ist noch irgendjemand anderes da oben?‘“

Lachen.

Dann fügt Ramesh hinzu: „Irgendwann im Leben erreichen wir einen Punkt, an dem wir wirklich vertrauen müssen.“

Obwohl er keineswegs gläubig ist, fragt Sisyphos: „Warum antwortet Gott überhaupt? Weiß er

nicht, dass der Mann nicht loslassen wird?“

„Es ist nur eine Metapher, denn keiner weiß, was nach dem Loslassen kommt. Es ist nur ein Konzept. Kannst du loslassen? Kannst du loslassen, dass du geheiratet hast? Dass du deine Familie verlassen hast? Kannst du annehmen, dass dich etwas aufrüttelte und aus deinem Traum holte?“

„Nein. Nicht ohne mein Handeln zu verstehen.“

„Du glaubst, wenn du deine Taten begründen könntest, verschwinden die Konsequenzen?“

„Dann kann ich es erklären.“

„Wen würde das interessieren?“

„Meine Frau.“

„Es stimmt: Akzeptanz geschieht, wenn das Verstehen kommt. Dein Verstehen. Verstehst du dich?“

„Nein. Das genau ist mein Problem. Ich verstehe mich nicht.“

„Das ist der Anfang jeder Suche. Jetzt kämpfst du mit der Frage, ob es einen freien Willen gibt, eine Möglichkeit das Schicksal zu bestimmen.“

„Ja.“

„Kannst du dem Impuls, der dich nach Mumbai brachte, folgen?“

„Keine Ahnung. Vor allem, was sag ich meiner Frau: Ich hatte einen Impuls, wahrscheinlich den dämlichsten meines Lebens?“

„Wenn du das Gefühl hast, das sagen zu müssen, sag es.“

„Das geht nicht, dass würde sie nie verstehen.“

„Dann ist dein Schicksal, dass deine Frau dich nicht versteht. Denn unabhängig, woher das Handeln kommt, und egal, wie du es erklärst, du wirst die gesellschaftlichen Folgen tragen. Du kannst damit kämpfen oder es annehmen und loslassen.“

Sisyphos fällt ein Zitat von Albert Camus ein. Aber er bringt es nicht zusammen, außerdem möchte er sich nicht profilieren, und erst recht möchte er nicht mit Ramesh streiten. In dem Text geht es ebenfalls ums Loslassen. Aber der Mann weigert sich, und daher wird ihm Gotteslästerung vorgeworfen.

Ramesh schließt kurz die Augen und Sisyphos ist froh, als er sich dem anderen Neuen zuwendet. Er hat geschwitzt und zeitweise ist er ins Stottern gekommen.

Dennoch ist er mit Rameshs Konzept keineswegs einverstanden.

Dafür sind seine Werte und auch sein Gefühl von Verantwortung zu groß. Eine Quelle, ein Handelnder, außerhalb von ihm, das erscheint ihm seltsam.

Sisyphos will nichts auf andere oder Gott schieben. Er will sich stellen und sucht ein Gegenüber.

Für ihn geht es darum, sich mit dem Unausweichlichen, mit den Konsequenzen seines Handelns und seiner Verantwortung zu konfrontieren. Er hängt zwar auch über dem Abgrund, aber mit Sicherheit wird er nicht nach Gott rufen.

Sein Handeln begann, als er über seinen Schatten sprang, den Motorroller nahm und seine Familie verliess. Jetzt ist er auf der Flucht. Aber er kann nicht ewig flüchten oder sich still hinsetzen und darauf warten, bis die obskure Quelle ihm neue Einfälle schickt.

Er muss erkennen, dass er im Außen keine Antworten bekommen wird, schon gar nicht von einem Guru. Er muss selbst entscheiden, wie es weitergeht. Rameshs Ideen und sein Konzept klangen interessant, aber auf praktischer Ebene bringen sie Sisyphos, zumindest im Moment, nicht weiter.

Wieder ist er unzufrieden, und es macht sich ein Gefühl breit, das er bereits aus Arambol kennt: der hungrige Tiger auf der Suche nach Futter. Sisyphos' Futter ist Wahrheit.

Aber wenn es keine gibt – wenn es hinter all den Erscheinungen nichts gibt?

Wenn alles nur ein Spiegelkabinett ist? Eine Täuschung?

Dann will er wenigstens das wissen und aufrichtig, ohne sich selbst zu belügen, mit dieser Gewissheit leben.

Nach kurzem gemeinsamem Singen ist der Satsang vorbei. Die meisten Besucher verneigen sich und berühren rituell Rameshs Füße. Sisyphos will das nicht, er will sich vor niemandem, Gott oder Guru, außerhalb seiner selbst verbeugen. Stattdessen kauft er ein Buch Rameshs mit dem Titel: ‚Your Head in the Tiger's Mouth‘. Sisyphos fallen herumliegende Fotos des jungen Ramesh auf: ein athletischer Mann, der als Diskus- und Speerwerfer posiert. Er muss verdammt eitel gewesen sein.

Beim Hinuntergehen fragt sich Sisyphos, wie oft wohl manche der Besucher zu Ramesh kommen. Das Treffen kam ihm familiär vor und er hatte das Gefühl, dass viele sich seit Monaten kennen. Später wird Sisyphos erfahren, dass manche Besucher über Jahre in Rameshs Satsang saßen und darauf warteten, dass der Meister ihnen ein Zertifikat ihrer Erleuchtung ausstellt. Der aber weigerte sich hartnäckig.

Sisyphos‘ Fahrer steht neben dem Taxi und raucht. Wie er ihn so sieht, überkommt Sisyphos das Gefühl, den Mann zu kennen. Nicht persönlich, aber die Gesichtszüge, eigentlich alles an ihm, aktivieren etwas in Sisyphos.

Sein Aussehen und sein Körperbau gleichen einer Figur aus einem Science-Fiction-Film. Er könnte ein Zwillingbruder des Darstellers sein. Die dunklen, leicht fettigen, nach hinten gekämmten Haare. Der Schnauzbart. Ein deutlicher Bauchansatz und ein verschwitztes Hemd. Dazu der Blick des sympathischen Ganoven.

Die Figur hieß Solo und war ein Charakter in einem Computergame. Ort der Handlung war eine indische Großstadt, wahrscheinlich sogar Bombay. Sisyphos erinnert sich nicht mehr genau. Nur den Titel hat er im Kopf: „Nirvana – Jagd im Cyberspace.“

Es ist einer dieser Filme, die Marlis nie anschauen würde.

Solo war ein kleiner Ganove und am Anfang wiederholte sich mehrmals die gleiche Szene. Er telefoniert und fädelt irgendeinen Deal ein, dann kommt ein Killer in den Raum und erschießt ihn. Das wiederholt sich immer wieder, bis der Zuschauer versteht, dass es ein Videogame ist und Solo seinerseits irgendwann schneller schießen muss, um den nächsten Level zu erreichen.

Aber Solo hat keine Lust mehr. Er möchte nicht länger am Joystick eines bekifften Gamers hängen, sondern aus der virtuellen Realität in die wirkliche Welt eintreten. Solo will eigenständig handeln und Verantwortung übernehmen.

Im Film entwickelt Solo, der Italo-Bombay-Mafiosi, eine Persönlichkeit und fängt an, sich eigene Gedanken zu machen. Er dreht den Kopf, als würde er etwas suchen, und plötzlich scheint er die Kamera zu sehen, die ihn beobachtet und sein Spiel steuert.

Er tritt näher und fragt, wer da ist, wer ihn steuert.

Der Programmierer zuckt erschreckt zurück.

Seine Figur ist lebendig und beginnt mit ihm zu streiten: „Hey, zeig dich, ich habe keine Lust mehr auf das Spiel. Immer das Gleiche. Immer Wiederholungen. Egoshooter-Scheiße.“

Er konfrontiert den Programmierer mit Fragen und sagt, dass er seine Rolle nicht mehr mag und schon gar nicht töten will. Er hat eigene Ideen und will nichts als raus in die wirkliche Welt.

Sisyphos fühlt ähnlich, und daher kann die Lösung seines Dilemmas nicht in einer allessteuernden Quelle oder in einem Gott, sondern nur in ihm selbst liegen. Er fühlt sich wie die Figur in dem Spiel, die anfängt lebendig zu werden und die gesamte Konstruktion hinterfragt.

Aber Sisyphos weiß nicht, an wen er sich wenden soll. Mit welchem Programmierer soll er

schimpfen?

Dann erinnert er sich, dass in dem Film eine ähnliche Geschichte vorkam, wie Ramesh sie erzählte. Nur endete sie anders. Vor allem aber kam sie ohne Gott und Gurus aus. Sisyphos scheint sie eine realere Metapher. Eine Geschichte von dieser Welt, ohne ein Jenseits und ohne die ganzen Ramesh-Shiva-Advaita-Ideen.

Ein Mann flüchtet vor einem Tiger. Er springt über einen Abhang und hält sich mit der linken Hand an einer Wurzel fest.

Er schaut nach oben und sieht den hungrigen Tiger, der sich niedergelegt hat und wartet, dass seine Beute müde wird.

Dann schaut der Mann nach unten und sieht, dass dort ebenfalls ein Tiger heranschleicht.

Der Mann hängt zwischen zwei Tigern.

Jeder könnte ihn fressen, und wie er sich auch entscheidet, es gibt keinen Ausweg, der Tod ist sicher. Das weiß jeder, aber das Bild bringt es noch einmal eindrücklich ins Bewusstsein: Am Ende werden wir sterben. Alle. Zwar werden die wenigsten von Tigern gefressen, aber wir werden das Leben beschließen. Tot ist tot.

Der Mann könnte loslassen, so wie Gott es in der anderen Geschichte verlangt. Er könnte loslassen und sich seinem Schicksal ergeben.

Nur: Dieser Mann lässt nicht los. Vielmehr entwickelt er eine unglaubliche Kraft. Eine Stärke und Rebellion, gemischt mit einer höhnischen Verachtung für die Lächerlichkeit des Lebens. Er beginnt gegen die Quelle, Gott und den Tod zu rebellieren. Er lehnt sich auf gegen die letztendlich unvermeidliche Konsequenz des Lebens.

Der Mann hält sich an der Wurzel fest und muss feststellen, dass eine kleine Maus beginnt, an der Wurzel zu knabbern. Es schmeckt ihr. Die Maus schaut ihn an, aber sie ist außer seiner Reichweite.

Es ist daher nur eine Frage der Zeit, bis der Mann fallen wird. Er sieht mit vollkommener Klarheit sein Schicksal und kann nicht ausweichen. Aber der Mann kämpft weiter. Er sagt sich: Jetzt erst recht.

Er wendet den Blick von der Wurzel und schaut nach rechts in die andere Richtung.

Dort sieht er in Griffweite eine wilde Erdbeere. Er pflückt sie und steckt sie in den Mund.

Wie süß sie schmeckt!

Sisyphos lacht: Das ist es. So einfach ist es.

Jetzt.

Das ist die Wahrheit. Es gibt nur einen Augenblick, und der ist Jetzt.

Sisyphos lacht lauter. Scheinbar grundlos, aber dann lacht der Bombay-Mafiosi-Taxifahrer mit.

Beide lachen. Ohne zu wissen worüber.

Sisyphos' Fahrer fährt Umwege. Große Schleifen. Er macht eine spezielle Sisyphos-Mumbai-Bombay-Sightseeingtour. Sisyphos weiß, dass er gerade maßlos beschissen wird. Aber das ist ihm egal. In diesem Moment ist das seine wilde Erdbeere.

Und sein Koan?

Die Entscheidung, die er aus vollkommen freien Stücken getroffen hat: willentlich, bewusst und mit der Verantwortung für alle zukünftigen Konsequenzen?

Das, was ihn nach Mumbai getrieben hat?

Egal.

So wie seine Erdbeere schmeckt, wie er lacht und wie sein innerer Boden schwankt, scheint er kurz vor einer Erkenntnis zu stehen.

Der Fahrer gibt Gas, hupt und zeigt ein schmieriges Mumbai-Ganoven-Grinsen, während er Sisyphos durch das Rotlichtviertel nahe des Hauptbahnhofs chauffiert: „Was du willst. Scharfe Frauen, gecrackte iPhones, die neusten DVDs und Heilige. Wo in der Welt liegt das so nah beieinander.“

Am Hotel will er wissen, ob Sisyphos morgen wieder zu Ramesh geht, aber der winkt ab, und es scheint, dass der Fahrer enttäuscht ist.

Vielleicht wegen der Tour, die ihm entgeht, vielleicht weil Sisyphos Ramesh nicht schätzt.

Wer weiß das schon.

Sisyphos gibt ein mehr als großzügiges Trinkgeld.

Er geht auf sein Zimmer. Er muss duschen und sich umziehen. Trotz aller Faszination macht ihn sein Mumbai-Bombay fertig.

Es ist nicht das laut Chaotische, der nicht endende Fluss aus Menschen und Fahrzeugen, der trotz zeitweiligen Stockungen nie wirklich zum Stillstand kommt, sondern der Staub, Dreck und die Schwüle, die erbarmungslos an auf Mittelmäßigkeit eingestellten Wesen nagen.

Er versteht Shivas Satz: „Indien ist gut für die Seele, aber schlecht für den Körper.“

Sisyphos hat keinen Plan. Die letzten Reste seiner Vorhaben sind im Maul hungriger Tiger verschwunden, und sein Geist, der neue Ideen schaffen könnte, ist an der Vorstellung einer

wilden Erdbeere zerborsten.

Es ist Jetztzeit.

Am Nachmittag schlendert Sisyphos vom Hotel, vorbei am Taj Mahal Palace, zum Gateway of India.

Er kauft eine Ansichtskarte und, obwohl er Andenken nie mochte, eine Schneekugel, in der künstliche Flocken über eine billige, aus Kunststoff gepresste Miniatur des Bauwerks rieseln.

Schnee in Indien.

Er handelt, ohne zu denken.

Es scheint, dass sein Unbewusstes sich zur Rückkehr entschieden hat. Nur dass der Entschluss bis jetzt nicht in den für vorsätzliches Tun reservierten Bereich seines Gehirns gedrungen ist. Es fehlt der letzte Impuls.

Warum sonst sollte er Souvenirs erwerben?

Sisyphos sieht die Barkassen nach Elephanta Island und kauft eine Karte für die Überfahrt.

Er nimmt ein kleines, nicht vertrauenerweckendes Boot und tuckert los. Kinder verkaufen Cola. Touristen fotografieren. Das eintönige Stampfen des Motors und die rhythmischen Schwankungen des Bootes lassen Sisyphos nochmals ruhiger werden. Er gleitet in ein Zwischenreich, in dem sich Entspannung und Dösen untrennbar mischen.

Loslassen.

Die Passage führt über Butcher Island mit seinen Ölverladeplattformen und erreicht in einem weiten Bogen nach etwa einer Stunde den Anleger von Elephanta Island.

Als der Motor des Bootes verstummt, herrscht am Pier absolute Stille. Eine Geräuschlosigkeit, wie sie Sisyphos seit Wochen nicht mehr wahrgenommen hat. Die wenigen Laute, die dennoch an sein Ohr dringen, stammen von Fischern, die ihre auf dem Trockenen liegenden Boote reparieren.

Anfangs scheint ihm, als hätte sein Gehör in Mumbai Schaden genommen. Beim Aufstieg über die unzähligen Treppen, vorbei an den Händlern beruhigen ihn aber die gewohnten aufdringlichen Stimmen.

Hinter einem Kassenhäuschen und dem Tor zu den Höhlen ist es wieder still.

Einzig das Fauchen unzähliger Affen unterbricht die Ruhe. Sisyphos beobachtet, wie zutraulich und zugleich aggressiv sie sind. Sie versuchen den Besuchern Essbares zu entwenden und greifen einer Frau in die langen Haare. Dabei zeigen sie ihre Zähne und zischen bedrohliche Laute. Es sind heilige Affen, Tempelaffen, die nach hinduistischer Mythologie jede erdenkliche

Gestalt annehmen und fliegen können.

Sisyphos zieht Grimassen und zeigt ebenfalls Zähne.

Er steht in der Haupthöhle und ihm imponiert, wie sich die Erbauer vor 1800 Jahren in den Fels gruben und in dem künstlichen Hohlraum einen riesigen Lingam aussparten.

Er versucht zu spüren, was die Baumeister und Mineure dachten, und staunt, wie sie beim Aushöhlen zugleich die Figuren schufen: Unzähligen Skulpturen und Darstellungen aus den Geschichten über Gott Shiva wechseln mit Fresken aus dem Kamasutra.

Das waren Künstler, die sich in den Berg gruben und trotz aller Widrigkeiten nicht aufgaben. Sie schufen eine gigantische, dreißig Meter tiefe und vier Meter hohe Höhle und ließen in der Mitte das Symbol männlicher Schöpfung stehen.

Das war mehr als ein Impuls der Quelle. Es war harte Arbeit. Über viele Jahre haben sie mit dem Berg gekämpft, ohne aufzugeben. Sie brauchten einen starken Glauben, ein Ziel und Zuversicht.

Gegen solche Mühen scheint Sisyphos' Stein, dem er zwischendurch den Namen Marlis gegeben hat, klein.

Er schaut zur Decke der Höhle und betrachtet die Ornamente an den Wänden. Das in Stein Gemeißelte wird mit Sicherheit ihn, Marlis und Mark überleben.

Bereits im Ameisenhaufen Mumbais bekam Sisyphos eine Ahnung von seiner Bedeutungslosigkeit. Hier drängt sie sich in Form seiner zeitlichen Befristung erneut auf: Er ist nicht mehr als ein Durchreisender in der Karawanserei, die man gemeinhin Leben nennt.

Er könnte sich beschweren und mit seinem Leben hadern. Ebenso aber könnte er handeln und zwischendurch ab und zu eine Erdbeere genießen. Es liegt nur an ihm.

Was spielt es für eine Rolle, ob er einen freien Willen hat und sich bewusst für etwas entscheidet?

Sogar die Konsequenzen seiner Taten scheinen im Schatten der Vergänglichkeit bedeutungslos.

Wer weiß schon, was ein freier Wille ist und woher unsere Impulse zum Handeln kommen?

Das kann die Quelle sein, Gott, Erziehung, neurologische Prozesse. Letztlich ist es egal, denn selbst in der Matrix bleiben die Folgen an einem kleben.

Über die Früchte des Handelns nachzudenken macht aber noch weniger Sinn, als über den freien Willen. Im Großen wird die Geschichte von Siegern geschrieben, und im Kleinen ergibt sie sich ebenfalls nur im Rückblick.

Keiner kann in die Zukunft schauen, und so hängt der Mensch stetig zwischen zwei Tigern, während die Maus der Sterblichkeit an der Wurzel knabbert.

Natürlich kann man über die Konsequenzen seines Handelns nachdenken. Am Ende aber kommt es zumeist anders, als man es sich vorstellt.

Heirat. Kinder. Hypothek. Er hätte nie gedacht, wo das hinführen würde: Tsunami-Fantasien und dann seine Flucht. Nie glaubte Sisyphos, dass er zu dem Langweiler würde, der er vor seiner Flucht war, und noch vor wenigen Tagen konnte er sich nicht vorstellen, dass er sich zu dem entwickeln würde, der er jetzt ist.

Worum aber geht es, wenn nicht um den freien Willen, bewusste Entscheidungen und die Verantwortung für die Konsequenzen?

Es geht einzig darum, dranzubleiben und den eigenen Zielen, und scheinen sie noch so absurd und unerreichbar, zu folgen. So wie die Schöpfer dieser Höhlen.

Das erinnert Sisyphos an sein Netzwerk voller Datenströme. Es muss fließen. Die Inhalte, die Ordern, Kurse, Liebesbriefe und Mitteilungen über den Tod eines Kollegen sind nichts als der Schaum auf der Oberfläche. Kurzfristige vergängliche Erscheinungen, die nach der ihnen bestimmten Zeit in einem virtuellen Papierkorb landen und für immer verschwinden.

Vielleicht bleiben individuelle Erinnerungen. Doch auch die verblassen mit der Zeit. Sie werden neblig dumpf, bis sie sich endgültig auflösen.

Einzig der Fluss bleibt. Fortwährend, immer aufs Neue, werden aus ihm Empfindungen, Bilder und Fragmente aufsteigen, um nach gewisser Zeit wieder aufgesogen und fortgespült zu werden.

Mumbai traffic.

Sisyphos' Koan kann nicht lauten, ob er sich jemals frei entschieden hat und bereit war, alle Folgen zu tragen.

Es ist viel einfacher: Er muss sich einzig fragen, wann er müde wurde und warum er aufgegeben hat, ab welchem Zeitpunkt er resigniert hat.

Die Höhlen, den Lingam und die Ornamente, all das gäbe es nicht, wenn die Arbeiter aufgegeben und entmutigt die Hände in den Schoß gelegt hätten. Sie haben weiter gemacht. Stück für Stück. Mühsam. Sie haben den Widerstand des Gesteins gespürt und doch nie den Mut verloren.

Sie hatten ein Ziel und bestimmt auch einen Plan, dennoch erfolgte jeder Schlag eines

Hammers aus dem Moment heraus. Solch augenblickliches Handeln, das Jetzt, kennt zwar eine Richtung, aber kein Richtig oder Falsch. Es kennt nur die aktuelle Herausforderung und tut, was getan werden muss: Hammerschlag auf Hammerschlag. Und vielleicht stellt sich irgendwann das Gefühl der Erdbeere ein.

Vielleicht.

Richtig oder Falsch, Werte und Anstand dagegen sind die Tiger, zwischen denen Sisyphos, Marlis und Mark sich zerrieben haben. Sie hatten die Illusion, entkommen zu können.

Hungrige Tiger aber haben ein Menschenleben lang Geduld.

Die Zerrissenheit und die persönlichen Dilemmas werden Sisyphos nie verlassen. Sie gehören zum Menschsein. Was er jedoch kann, ist, sich fortan mehr auf die wilde Erdbeere zu konzentrieren, als an Vergangenen zu leiden oder sich vor Zukünftigem zu fürchten.

Sobald er die Angst vor dem Absturz verliert, kann die Erdbeere köstlich schmecken.

Sisyphos kann sich entscheiden, ob er ein Gequälter bleibt, der die Last des Alltags mühsam vor sich herschiebt, oder ob er Gestalter und Schöpfer seines Schicksals wird. Aber selbst das ist kein wirklicher Entschluss, denn vor langer Zeit hatte er sich bereits für Marlis entschieden. Auch hat er einen Sohn, der auf ihn wartet.

Seinen Jailbreak hat Sisyphos gebraucht; denn die Starre der Gewohnheit wäre im Alltag nicht aufgebrochen. Auch verlangte sein Leben nach einer Richtung, denn ohne ein Ziel würde niemand die Mühe auf sich nehmen, einen Berg kunstvoll auszuhöhlen oder sich dem täglichen Wahnsinn entgegenzustellen.

Jetzt muss Sisyphos dranbleiben, so wie die Baumeister von Elephanta Island, die niemals ahnen konnten, dass ihre Schöpfung fast zweitausend Jahre später Weltkulturerbe würde.

Untätigkeit lähmt. Handeln macht lebendig und frei.

Dem Handelnden ist die Erdbeere, der Ängstliche wird nur Tiger sehen.

Zurück in Mumbai googelt Sisyphos in einem Internetcafé nach dem Satz von Albert Camus, der ihm bei Ramesh nicht einfallen wollte: „Man fordert ihn auf zu springen. Er kann lediglich antworten, dass er nicht richtig begreift, dass dies nicht evident ist. Er will nur das tun, was er richtig begreift. Man versichert ihm, dass das die Sünde des Hochmuts sei – aber er versteht den Begriff der Sünde nicht; dass ihn am Ende vielleicht die Hölle erwartet – aber er hat nicht genug Fantasie, um sich diese sonderbare Zukunft vorzustellen; dass er das ewige Leben verliere – aber das erscheint ihm belanglos. Er soll seine Schuld anerkennen. Er jedoch fühlt sich unschuldig. In

Wirklichkeit fühlt er nur diese seine unwiderrufliche Unschuld. Sie ist es, die ihm alles erlaubt. So fordert er von sich selbst, nur mit dem zu leben, was er weiß, sich nur mit dem einzurichten, was ist, und nicht einzuschalten, was nicht gewiss ist. Man gibt ihm zur Antwort, nichts sei gewiss. Aber das ist immerhin eine Gewissheit. Mit ihr hat er es zu tun: Er will wissen, ob es möglich ist, unwiderruflich zu leben.“

Das trifft nicht nur Sisyphos' Herz, sondern versöhnt seinen Verstand mit Rameshs Lehre. Es ist ein geistiger Klarspüler.

Mit Rameshs Advaita konnte er zunächst wenig anfangen.

Dennoch hat Ramesh Sisyphos auf seinen Weg gezwungen. Er hat ihn erinnert, dass es einen Splitter in seinem Kopf gibt, etwas lange zur Seite Geschobenes. Etwas, das durch seinen Ausbruch nun machtvoll ans Licht drängt.

Sisyphos hatte es vergessen: den Guru in ihm selbst.

Ramesh tat nichts anderes, als Sisyphos einen Schubs zu geben. Wahrscheinlich ist genau das die Rolle eines Meisters: seine Schüler an das zu erinnern, was immer schon in ihnen ist.

Betonte Ramesh nicht selbst, dass alles nur ein Konzept sei?

Sisyphos versteht das Missverständnis und warum manche bei einem Guru Jahre verbringen: Sie hängen am Konzept.

Das aber ist auch nur einer der Tiger, und je mehr man sich auf die Tiger fixiert, umso mehr verliert man das Eigentliche, die Erdbeere, aus den Augen.

Man entfernt sich von sich selbst.

Sisyphos' Suche nach seinem Selbst hat begonnen, und er wird Zeit brauchen, sein Leben zu überprüfen.

Was ist wahr und kommt aus ihm?

Wohinter kann er stehen und was sind Konzepte, erlernte Programme oder fixe Ideen anderer?

Um herauszufinden, wer er ist und was er will, wird er jede seiner Vorstellungen überprüfen müssen.

Das kann ein Leben lang dauern.

So lange kann er Marlis und Mark nicht warten lassen.

Es beginnt zu dämmern und die blaue Stunde verdrängt den Tag.

Sisyphos liegt auf dem Bett in seinem Hotel und beobachtet das langsame Drehen des

Ventilators.

Nichts stört.

Stille. Keine Gedanken. Wahrscheinlich zum ersten Mal in seinem Leben wirkliche Stille. Das Grübeln hat eine Grenze erreicht, hinter der es nicht mehr weitergeht.

Er spürt seinen Atem und den sich zyklisch wiederholenden Lufthauch auf seiner Haut.

Vor dem Fenster zwitschern die Vögel und ab und zu hört er Schritte im Flur. Zeitversetzt die Toilettenspülung.

Diesen Zustand kann er etwa eine Stunde aushalten, dann nimmt er sein Mobiltelefon und bucht einen Platz für den morgigen Abendflug nach Zürich.

Sisyphos baut vor.

Er hat Angst, dass ihn, sobald er Marlis am Telefon hat, der größte Teil seiner wieder gewonnenen Courage verlassen könnte.

Die Erdbeere, der freie Wille und das Loslassen sind keine einfachen Angelegenheiten.

Plötzlich versteht er Rameshs Metapher von dem Mann, der nach Gott ruft.

Gott verlangt von ihm nicht das Loslassen der Wurzel, an der er hängt, sondern er fordert ihn auf, sich von allen Ideen und Konzepten zu verabschieden. Von allem, was nichts mit ihm selbst zu tun hat.

Es ist ein Entsorgen von Vorurteilen, Wissen und den angeblichen Sicherheiten; von allem, was man üblicherweise macht.

Nur wenn der Kopf frei ist, kann man sich finden und selbst erkennen.

Das fühlt sich bedrohlicher an als zu sterben.

Sisyphos ahnt, was vor ihm liegt. Vor allem, weil ihn bereits wesentlich geringere Herausforderungen an seine Grenzen bringen.

Die Aktuellste ist, Marlis anrufen.

Er weiß, wenn es zu seinem Weg gehört, sich für Marlis und seinen Sohn zu entscheiden, muss er die Verantwortung für die Richtung der Reise übernehmen.

Da er bisher jeden Kontakt mit Marlis vermieden hat, kann er nicht ahnen, dass sich auch bei ihr vieles bewegt hat. Er wählt die gemeinsame Nummer und ist sich sicher, dass er aus freiem Willen handelt. Schließlich könnte er jederzeit auflegen.

Zuerst das Freizeichen, dann meldet sich der Anrufbeantworter.

Sisyphos legt auf.

Zwei Minuten später ruft er erneut an und hinterlässt eine kurze Nachricht.

„Hallo Marlis. Ich komme zurück. Mein Flug landet übermorgen 7.00. Wir werden reden müssen. Ich freue mich, euch wiederzusehen. Tschau, Sisyphos.“

Er legt auf und atmet durch.

Es hat sich entschieden: Er kehrt zurück und wird die Konsequenzen seines Lebens tragen. Wahre Verantwortung, in der er Gestalter ist, nicht Getriebener.

Ihn durchströmt ein gutes Gefühl, und er glaubt, dass er die Zukunft meistern kann.

Zum Glauben gehören Zweifel, und dieie spürt er ebenfalls.

Diesmal jedoch schiebt er sie nicht zur Seite, sondern beobachtet und akzeptiert sie. Glauben und Zweifel, zwei hungrige Tiger.

Er lächelt ihnen zu, denn fortan will er sich auf die Erdbeere konzentrieren.

Noch nie war Sisyphos so mit sich im Reinen.

Die lange Nacht mit ihrer Mischung aus Wein und Zigaretten hat bei Marlis einen Brummschädel hinterlassen. Sie ist spät aufgewacht, und als sie in die Küche geht, um einen Kaffee zu machen, fällt ihr der Anrufbeantworter auf.

Dreimal hört sie die Nachricht ab, so unfassbar scheint ihr die Kürze der Mitteilung.

Okay: Sisyphos kommt zurück. Einfach so, ohne irgendeine Begründung.

Wie er verschwunden ist, so taucht er wieder auf.

Was soll sie davon halten?

Mit dem Abbau des Blutalkohols ist auch ihr Respekt für Sisyphos‘ Flucht verschwunden. Sie weiß nicht, ob sie sich freut, dass Sisyphos zurückkommt.

Einerseits ja, aber andererseits ist sie sich sicher, dass alles anders werden muss, dass nichts bleiben kann, wie es war.

Sie ist dabei, sich selbst zu finden, und Sisyphos ist der letzte, den sie dabei brauchen kann.

Außerdem gibt es Dinge, die man, egal wie die Umstände sind, nicht macht. Man haut nicht einfach ab und lässt andere ohne eine Nachricht sitzen.

Es gibt Grenzen. Das ist so eine.

Dennoch: Sisyphos‘ Stimme klang klar – stark und kraftvoll.

Es ist dieser spezielle Ton, etwas in der Melodie seiner Stimme, das dafür sorgt, dass Marlis sich nicht ganz verschließt, sondern, trotz ihrer Empörung, eine verhaltene Offenheit zulässt. ver

Am Abend der Erkenntnisse hat sich Marlis vorgenommen, mehr in ihr Gefühl und ihren Körper zu spüren, als auf ihre Gedanken zu hören. Der Kopf lügt, vor allem wenn er voller Ballast ist – überfüllt mit Vorurteilen und lustfeindlichen Konzepten. Als Marlis diesen Vorsatz fasste, ahnte sie allerdings nicht, dass ihre erste Herausforderung mit Sisyphos' Nachricht schon auf sie wartet.

Jetzt möchte ihr Verstand umgehend Sisyphos die Leviten lesen. Sie fühlt Wut und, wenn sie tiefer in sich hineinspürt, Angst. Es ist die Furcht, dass ihr Leben wie früher werden könnte, dass das Uhrwerk der ermüdenden Wiederholungen erneut zu ticken beginnt. Dass sich, sobald Sisyphos zurück ist, langsam aber sicher der alte Trott wieder einstellt.

Sie ahnt aber auch, dass es pure Energieverschwendung wäre, Sisyphos zur Rechenschaft zu ziehen und Rache für seine Flucht zu nehmen. Vielmehr wird sie ihre ganze Wut und ihren Zorn brauchen, um sich gegen den Sog, der sie in ihre innere Komfortzone zieht, zu stemmen und wach zu bleiben.

Sie überlegt, wie sie sich begegnen werden. Ihr will nichts einfallen. Sie kann nicht einfach den Tisch zum Frühstück oder Abendessen decken.

Marlis entscheidet, dass sie bei Sisyphos' Rückkehr nicht anwesend sein will.

Sie wird bei ihrer Freundin übernachten, und Mark wird einen Tag länger bei ihrer Mutter bleiben. Morgens wird sie ihn abholen und in die Schule bringen. Dann wird sie nach Hause fahren, sich mit Sisyphos treffen, und sie werden reden.

Marlis schreibt eine SMS: „Hallo Sisyphos, Mark und ich werden, wenn du kommst, nicht da sein. Ich komme Montagmorgen. Wir müssen reden. Marlis.“

Wie Sisyphos' Nachricht Marlis verunsichert hat, so irritiert ihre Mitteilung Sisyphos.

Die kurzen Sätze ohne Schnörkel fühlen sich distanziert an. Das macht Angst, und beide zögern furchtsam, obwohl sie doch die schwierigste Herausforderung schon überwunden haben.

Sie haben sich bewegt.

Jetzt müssen die Einsichten noch alltagstauglich werden.

Vor seinem Rückflug berauscht sich Sisyphos ein letztes Mal am Duft der Metropole.

Er spaziert zur Spitze Colabas, zum Tempel der heiligen Affen, dem Hanuman-Tempel. Später nimmt er im Café Leopold ein letztes Bier. Sein Flug geht 1Uhr nachts.

Es ist dunkel, als er um seine Sachen zu holen und ein Taxi zu nehmen, zum Hotel zurückgeht.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite kommt ihm eine Frau entgegen. Es ist eine Prostituierte. Sie zieht ihr T-Shirt hoch, damit Sisyphos ihre Brüste sehen kann. Sisyphos lächelt und geht weiter.

Diesmal hat ihm nicht der Mut gefehlt, sondern er hat einzig nicht die Faszination der wilden Erdbeere gespürt. Die ist im Moment seine Rückkehr und die Entscheidung, zu seiner Familie zu stehen.

Er hat begonnen, seinen Stein wieder bergan zu rollen, und freut sich, nach Hause zu kommen.

Nicht als der bequeme Sisyphos und auch nicht als der wilde Geselle, sondern als Transformation beider. Als einer, der auszog, das Fürchten zu lernen, und sich selbst fand.

Diese Stimmung hält den ganzen Abend an. Sisyphos lächelt freundlich, als die Swiss-Stewardess die Passagiere mit „Willkommen zu Hause“ begrüßt.

Er ist unrasiert und hat einen klaren, offenen Blick.

Zürich 7 Uhr morgens.

Es ist dunkel. Kalt. Schneeregen.

In der unterirdischen Bahn, die ihn vom Terminal zum Ausgang bringt, zelebrieren sie Willkommen auf schweizerisch: Eine Kuh muht vom Band.

Alles scheint Sisyphos wohlgeordnet, grau und leblos.

Jeder hält sich an ungeschriebene Regeln. Ausreißer werden nicht geduldet. Man kann vom Boden essen, ganz ohne den Geruch von Desinfektionsmitteln. Die Dinge scheinen aus sich heraus steril zu sein.

Sisyphos versucht es wahrzunehmen, ohne zu werten. Es gelingt ihm nur teilweise, denn bereits wenige Minuten nach der Landung vermisst er das quirlige Chaos Mumbais.

Er nimmt eine S-Bahn, dann den Bus, der ihn in den Vorort bringt.

Keiner hupt. Niemand lacht.

Sisyphos lächelt.

Er nimmt den direkten Weg an der Straße zur Reihenhaussiedlung. Den Weg, auf dem ihn jeder sehen kann. Ein Vorhang wird zugezogen.

Sisyphos' Blick ist ohne Schuldgefühle.

Er begegnet niemandem.

Es ist Sonntag früh und die Menschen sind mit sich selbst beschäftigt. Sonntag ist Papatag und eventuell Sextag. So war das früher.

Sisyphos lächelt in sich hinein. Er spürt es im Gesicht, die neue Mimik ist noch ungewohnt.

Die Wohnung ist unaufgeräumt, aber genau das heißt Sisyphos willkommen.

Marlis muss sich verändert haben.

Er packt aus, schaut aus dem Fenster, dann geht er joggen.

Sisyphos war nie im Winter joggen, doch diesmal genießt er die Kälte. Er spürt das Brennen der Luft in den Lungen, den Waldboden. Er läuft und läuft. So lange wie nie: 90 Minuten. Seine erste Erdbeere in der Schweiz.

Laufen, sich spüren und immer wieder fragen: „Wer bin ich?“

Nach dem Duschen geht er in die Küche und findet den Zettel, den Marlis hinterlassen hat:

„Ich habe es aus einem der Bücher, die du überhaupt nicht magst: ‚Eine Trennung ist für die Liebe, was der Wind für das Feuer. Das starke facht er an, das schwache bläst er aus.‘ Schauen wir mal.“

Sisyphos lächelt.

Plötzlich erkannte er, dass er mehr war als die Schlange, dass die Verwandlung, die sich an ihm vollzogen hatte, nicht die äußere Hülle, sondern ihn selbst betraf, seine Seele, sein Wesen, das verwandelt doch er selbst blieb, und dass dies das eigentliche Leben war.

...

Er begriff, dass so, wie er durch den Schlaf gegangen und verwandelt er selbst geblieben war, er auch durch den Tod gehen würde, verwandelt und doch er selbst in einer neuen Daseinsform.

Gilgamesch-Epos: Gilgamesch und Enkidu

Post-Skriptum

Sisyphos ist der Überzeugung, dass er aus freien Stücken und eigenen Überlegungen zu seiner Familie zurückgekehrt ist.

Was aber, wenn es doch ein großes Ganzes, Gott oder die Quelle gibt, die unser Schicksal bestimmen?

In diesem Fall möchte ich mich bei der Quelle für alle Inspirationen zu diesem Roman bedanken. Sie hat einen schlüssigen, wenn aus menschlicher Sicht auch zeitweise makabren, Job gemacht.

Begonnen hat alles 1498 mit der blutigen Eroberung Goas, an welcher der spätere Weltumsegler Ferdinand Magellan im Dienste des portugiesischen Königs beteiligt war.

Der sich in den folgenden Jahrhunderten entwickelnde Mix aus Katholizismus, Hinduismus und portugiesischer Lebensart zog in den 70er Jahren Scharen von Hippies und Aussteigern an Goas Strände. Manche blieben und einige gründeten Yogaschulen. Von denen wiederum gehören eine Handvoll zu den besten der Welt.

Auch haben sich viele Restaurants in Goa etabliert. Eines ist das Sublime nahe Candolim. Der amerikanisch-deutsch-indische Küchenchef, Chris, muss einen direkten Draht zur Quelle haben; sein Salatdressing aus Walnüssen und geeistem Gorgonzola kann begeistern.

Natürlich hat die Quelle auch den Autoren Albert Camus, Paolo Coelho und Pauline Réage und der Songwriterin Marianne Faithfull mit ihren Musen zur Seite gestanden.

Genau wie dem Regisseur Rainer Werner Fassbinder, der in seiner Fernsehserie „Welt am Draht“ als Abspannmusik „Albatross“ von Fleetwood Mac verwandte.

„Welt am Draht“ ist übrigens der Vorläufer der meisten Science-Fiction-Filme, die sich mit virtueller Realität beschäftigen. Die Quelle hieß damals Simulacron-1 und befand sich im „Institut für Kybernetik und Zukunftsforschung“.

Die Wachowski-Brüder, die Schöpfer von „Matrix“, müssen eine verdammt gute Verbindung zu ihr gehabt haben. Für Morpheus' inspirierende Monologe braucht ein Drehbuchautor nämlich einen hervorragenden Draht nach oben oder Drogen von außergewöhnlicher Qualität.

Das gilt ebenfalls für Gabriele Salvatores, den Schöpfer von „Nirvana – Jagd im Cyberspace“: Sein an Pinocchio angelehnter Solo ist eine Figur, die mich noch immer beeindruckt.

Dann ist da noch Eric Burdon mit seinem Song „Tobacco Road“ in der Version der Platte „War“. Nachdem er sich nicht mehr verstecken kann, kommt es nämlich zu einer

Transformation, während der er stirbt, um gestärkt wieder aufzuerstehen. Zehnmal kräftiger als zuvor.

Manchmal scheint es, dass die Quelle Niederlagen schafft, damit wir lernen aufzustehen und weiterzumachen. So war es auch bei Giuseppe Verdi, dessen „La Traviata“ bei der Uraufführung 1853 beim Publikum gnadenlos durchfiel, heute aber eine der erfolgreichsten Opern der Musikgeschichte ist.

Besonders danken möchte ich der Quelle aber für die Zusammentreffen und erbaulichen Gespräche mit Ramesh S. Balskar, der am 27. September 2009 gestorben ist. Sein Körper ist gegangen, aber der Geist des Advaita-Vedanta lebt in seinen Büchern und Schülern weiter.

Einer der wichtigsten Sätze dieser Lehre stammt aus der Bhagavad Gita und lautet: „Du hast ein Recht auf das Handeln, aber nur auf das Handeln an sich. Nicht auf seine Früchte. Und verharre nicht in der Untätigkeit.“

Die Sache mit dem Handeln und den Früchten gehört zu den meistinterpretierten Stellen in der hinduistischen Literatur. Der letzte Satz: „Und verharre nicht in der Untätigkeit“ wird hingegen selten erwähnt. Mir erscheint er als der Wichtigste von allen: Denn was können wir anderes tun als in Bewegung bleiben?

Dranbleiben, nicht aufgeben, trotz aller Abstürze. Es geht nicht um das Ziel oder den Weg, sondern einzig um den Entschluss, sich auf den Weg zu machen.

Um Marlis, Mark und Sisyphos müssen Sie sich übrigens keine Sorgen machen.

Sie werden miteinander kämpfen und sie werden sich lieben. Sie werden ihren Weg gehen. Miteinander.

Die Quelle hat es mir versprochen.

Quellennachweis

Seite 3

Es geht nicht mehr darum, sich zu versichern, dass das Meer ruhig bleibt, sondern sich darauf einzustellen, in stürmische, unbekannte Gewässer zu segeln.

*Der Katastrophenforscher Patrick Lagarde über die Geisteshaltung Ferdinand Magellans.
„Das Überraschende erwarten“ in DIE ZEIT Nr. 16 vom 14.04.2011.*

Seite 63

Ich will dir sagen, wieso du hier bist. Du bist hier, weil du etwas weißt. Etwas, das du nicht erklären kannst. Aber du fühlst es. Du fühlst es schon dein ganzes Leben lang, dass mit der Welt etwas nicht stimmt. Du weißt nicht was, aber es ist da. Wie ein Splitter in deinem Kopf, der dich verrückt macht. Dieses Gefühl hat dich zu mir geführt.

Morpheus in „The Matrix“ zitiert nach [http://de.wikipedia.org/wiki/Matrix_\(Film\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Matrix_(Film))

Seite 74, 138

Du hast ein Recht auf das Handeln, aber nur auf das Handeln an sich, niemals auf dessen Früchte. Laß nicht die Früchte zum Beweggrund deines Wirkens werden! Und sei nicht der Untätigkeit verhaftet.

Aurobindo, Sri (Übersetzung): Die Bhagavadgita, Herder, Freiburg i. Br. 1998, S. 56

Seite 103, 110

Danken Sie dem Himmel für die Augenblicke, in denen jemand in Ihren Armen vergeht und Sie in den seinen. In diesen Augenblicken gleichen Sie den Wolken, den Wassern, sind ein Wehen im Wind - der Rest ist das harte, unbegreifliche Leben, das man uns bereitet hat und das wir einander bereiten, man muss es eben erdulden.

Régine Deforges, Pauline Réage: Die O hat mir erzählt, Ullstein, Berlin 1994, S. 46

Seite 120

Das erinnert mich an eine Geschichte, die ich mal irgendwo gelesen habe: Ein Mann befand sich in einer aussichtslosen Lage. Er hing nur mit seinen Fingern an einer senkrechten Felswand. Nach einigen Momenten schrie er: „Ist da oben irgendjemand, ich brauche Hilfe?“ Er hörte eine Stimme, die sagte: „Ja, hier bin ich.“ Der Mann rief zurück: „Wer bist du?“ Die Stimme antwortete: „Ich bin Gott, ich werde dir helfen. Tue genau, was ich dir sage.“ Der Mann war erleichtert und sagte: „Okay, ich werde tun was immer du sagst.“ Gott sagte: „Lass einfach los, du bist in Sicherheit.“ Nach einem Moment rief der Mann: „Ist noch irgendjemand anderes da oben?“

Irgendwann im Leben erreichen wir einen Punkt, an dem wir wirklich vertrauen müssen.

Balsekar, Ramesh S.: Erleuchtende Gespräche, Lüchow, Freiburg i. Br. 1998, S. 302

Seite 129

Man fordert ihn auf zu springen. Er kann lediglich antworten, dass er nicht richtig begreift, dass dies nicht evident ist. Er will nur das tun, was er richtig begreift. Man versichert ihm, dass das die Sünde des Hochmuts sei – aber er versteht den Begriff der Sünde nicht; dass ihn am Ende vielleicht die Hölle erwartet – aber er hat nicht genug Fantasie, um sich diese sonderbare Zukunft vorzustellen, dass er das ewige Leben verliere – aber das erscheint ihm belanglos. Er soll seine Schuld anerkennen. Er jedoch fühlt sich unschuldig. In Wirklichkeit fühlt er nur diese seine unwiderrufliche Unschuld. Sie ist es, die ihm alles erlaubt. So fordert er von sich selbst, nur mit dem zu leben, was er weiß, sich nur mit dem einzurichten, was ist, und nicht einzuschalten, was nicht gewiss ist. Man gibt ihm zur Antwort, nichts sei gewiss. Aber das ist immerhin eine Gewissheit. Mit ihr hat er es zu tun: Er will wissen, ob es möglich ist, unwiderruflich zu leben.

Camus, Albert: Der Mythos des Sisyphos. Rowohlt, Reinbek 2010, S. 71 ff

Seite 136

Plötzlich erkannte er, dass er mehr war als die Schlange, dass die Verwandlung die sich an ihm vollzogen hatte, nicht die äußere Hülle, sondern ihn selbst betraf, seine Seele, sein Wesen, das verwandelt doch er selbst blieb, und dass dies das eigentliche Leben war. Es erschien ihm nicht mehr erstrebenswert, immer gleich in ewiger Jugend dahinzuleben. Er begriff, dass so, wie er durch den Schlaf gegangen und verwandelt er selbst geblieben war, er auch durch den Tod gehen würde, verwandelt und doch er selbst in einer neuen Daseinsform.

Brockhoff u. Lauboeck: Als die Götter noch mit den Menschen sprachen. Gilgamesch und Enkidu. Herderbücherei, Freiburg, Basel, Wien 1981. S. 144

Songtexte

Eric Burdon: Tobacco Road

I was born in a filthy dump my mother died and my daddy got drunk
and they left me here to die or grow in the middle of TOBACCO ROAD

I grew up in a prefabricated shack
when I went to high school they pulled the clothes off my back

the Lord above knows how much I loathe this mean old place called TOBACCO ROAD yes TOBACCO ROAD let me tell you now TOBACCO ROAD talkin' 'bout a road yeh TOBACCO ROAD Lord!! talkin' 'bout your road talkin' 'bout my road talkin' 'bout TOBACCO ROAD talkin' 'bout a road

but it's home mm yes it is the only life I've ever known I've ever known and the Lord knows how much I loathe

TOBACCO ROAD (road road road) talkin' 'bout your road (road road road) talkin' 'bout my road (road road road) you know baby it's my home yeh (road road road) sister it's dirty and a-filthy (road road road) it's crawlin' with rats and stinkin' of mice (road road road) but it's home yes it is and I'm goin` (road road road) (road road road)

I'm gonna leave and get me a job and with the help and grace from above

I'll get myself some money yes I will I'll get rich I know

and then I'll bring it on back to TOBACCO ROAD Yes I will

I'll bring dynamite and I'll bring me a crane

and I'll blow it all up and start all over again

and I'll build up people I'll make it top yes I will

I'll be crackin' coal yes I will I'll be crackin' coal yes I will

and I'll keep the name yes i will and I'll never forget no I won't Ow-
Road road talkin' 'bout a road yeh talkin' 'bout your road talkin' 'bout my road talkin' 'bout TOBACCO
ROAD

you know I'm talkin' about it tellin' you about it 'Talkin' about it

It's gotta be changed It's gotta be changed

I've got to change it

I have a dream everybody has a dream

I have a dream that I can change it

I have a dream that I can make it good once more

I have a dream it's mine it's yours and yours

Let me tell you 'bout my dream

Let me tell you 'bout my dream

We gotta to get it out we have to build it up tear it down build it up

I had a dream one night

I had a dream one night

I was taken to a place far away from TOBACCO ROAD far away far away from you from away from
myself I had a dream I had a dream in my head I saw something it was the most beautiful thing I'd ever
seen in my life

I spoke out loud I said

You know you are the most beautiful thing I'd ever seen in my life

I heard a voice tell me i heard a voice say to me

it said "What do you want?"

I said I want to change it because it's wrong

I want to change it because I believe it could be better nad the voice said to me

What makes you think that you are man enough to change anything?

I thought for awhile and then I spoke out loud

and I said to it

I said Because I am a man

and I'm a part of the things that are wrong!!!

And if this world is goin' to go on I gonna have to put it right!!!

and I know just by lookin' at you baby

that you're superior to me

and you can help me

give me the answer give me some answers!!!

She turned around to me and you know what she said

she said I can help you

but there's something I want from you and it's a gift

in turn for the information I can give

I want a gift from you
I want a gift from you!!!

I tried my very best to look up to the sky but I realized I had no eyes
I was blind totally blind!!!

I begin to get afraid
afraid of the dark
I was afraid
afraid in the darkness

but then I thought about my friends
who have no eyesight
I thought about the world they live in how much it's nice
there how good it made me feel
I was not afraid I was not afraid anymore
I spoke up louder!!!

I said listen You've got my eyesight there isn't much more I can give!!!
Now tell me how can I change it?

The voice said back
"oh yes there is
I want something more than your eyesight!"

I thought for awhile
I thought what more could she want than my eyes?
Then the terrible feeling crept over me
as I began to realized that I understood what she was a-talkin' about

I screamed out loud
I said I'm not gonna give up my life
I'd love to give you my life
but I'm just a young man
with a wife
I have a wife and a baby
and if I die I know they'll cry
so please don't take my life then I heard my wie say

It's alright baby I understand go ahead and do your thing!

there was nowhere I could run
I heard my father say
I understand son go ahead and give it
it is yours to give

then I heard my mother say the same thing
She said "Go ahead and give it away I gave to you and now it's time to give it to someone else!!"

I was lost I was lost
no place to run no place to hide no place to run no place to hide
I felt it I knew it I could sense it I could feel it
creeping up from the tips of my toes
up my legs over my knees over my belly
cross my chest the black shadow of death
no place to run no place to hide
so I just laid there and I died died died!!
it's dark there it's still there

but it's gotta be changed yes it has gotta be changed yes it
has opened my eyes once more
I breath again I walked again
I was ten times stronger
they gave it back to me
I'm gonna give it back to you
life is too precious life is precious
life goes on and on
never stops never stops no no
it just goes on and on and on and on and on

I've got to change that road
I gotta build me a new road
We can walk that road together

hand in hand yeh hand in hand ah come on people

OW_____ Road road talkin' 'bout a road yeh talkin' 'bout TOBACCO ROAD Taklin' about
TOBACCO ROAD dirty and a-filthy dirty and a-filthy dirty and a-filthy TOBACCO ROAD yeh
TOBACCO ROAD people our road yeh TOBACCO ROAD yeh TOBACCO ROAD oh Lord
TOBACCO ROAD road talkin' 'bout a road talkin' 'bout a road talkin' 'bout a road talkin' 'bout my-----
- road talkin' 'bout a road talkin' 'bout a road talkin' 'bout it talkin' 'bout it talkin' 'bout a road.talkin' 'bout a
road TOBACCO ROAD.TOBACCO ROAD TOBACCO ROAD-----TOBACCO ROAD-----
can't stop can't stop can't stop me never stop me talkin' 'bout a road I'm goin' home Lord goin' home now
goin' home goin' home goin' home

<http://www.rapidlyrics.com/song/Eric-Burdon--War-Tobacco-Road-lyrics-129866/>

Marianne Faithfull: The Ballad Of Lucy Jordan

The morning sun touched lightly on the eyes of Lucy Jordan
In a white suburban bedroom in a white suburban town
As she lay there 'neath the covers dreaming of a thousand lovers
Till the world turned to orange and the room went spinning round.

At the age of thirty-seven she realised she'd never
Ride through Paris in a sports car with the warm wind in her hair.
So she let the phone keep ringing and she sat there softly singing
Little nursery rhymes she'd memorised in her daddy's easy chair.

Her husband, he's off to work and the kids are off to school,
And there are, oh, so many ways for her to spend the day.
She could clean the house for hours or rearrange the flowers
Or run naked through the shady street screaming all the way.

At the age of thirty-seven she realised she'd never
Ride through Paris in a sports car with the warm wind in her hair
So she let the phone keep ringing as she sat there softly singing
Pretty nursery rhymes she'd memorised in her daddy's easy chair.

The evening sun touched gently on the eyes of Lucy Jordan
On the roof top where she climbed when all the laughter grew too loud
And she bowed and curtsied to the man who reached and offered her his hand,
And he led her down to the long white car that waited past the crowd.

At the age of thirty-seven she knew she'd found forever
As she rode along through Paris with the warm wind in her hair ...

http://www.lyricsfreak.com/m/marianne+faithfull/the+ballad+of+lucy+jordan_20088581.html